

P. o. germ.

1775

7

P.O. дечи. 1775 +

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

F 60

<36611385440011

<36611385440011



Bayer. Staatsbibliothek

COLLECTION WIGAND

Bis jetzt erschienene Bände:

Amalie Skram, Konstanze Ring.

M 3.— broschiert, M 4.— gebunden

O. Eugen Thossan, Beim Kommiss, zwei Jahre Volks-
erziehung. M 1.— broschiert, M 2.— gebunden

Ann' Margret Holmgren, Frau Strahle.

M 1.50 broschiert, M 2.50 gebunden

Carl Ewald, Eva. M 2.— broschiert, M 3.— gebunden

Stephen Crane, Maggie, das Strassenkind.

M 1.50 broschiert, M 2.50 gebunden

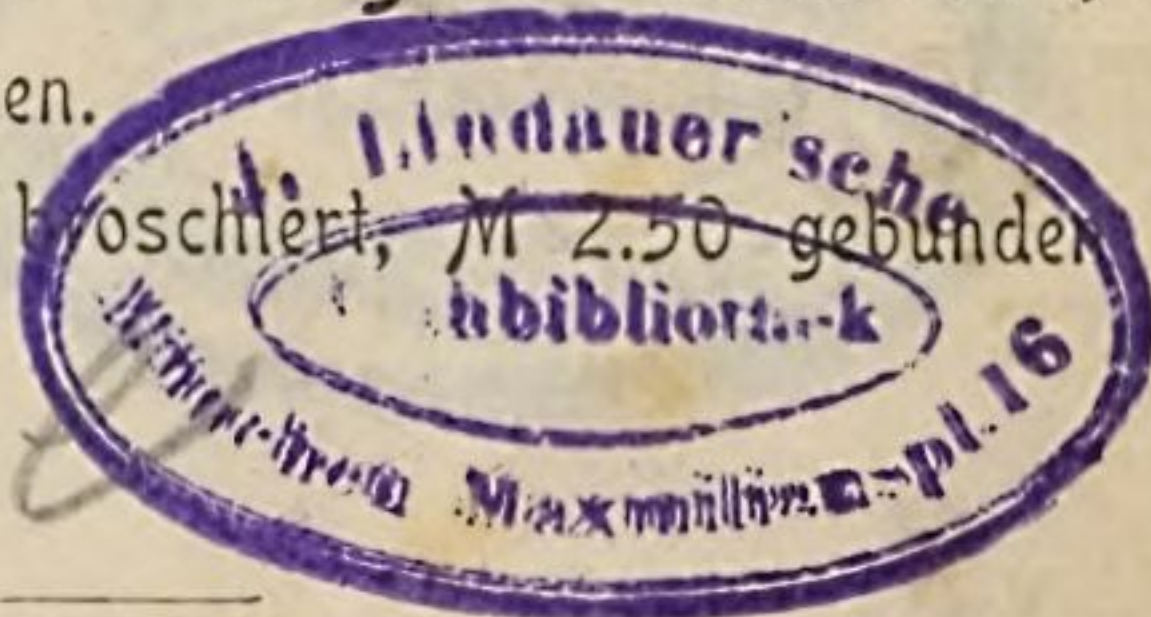
Marcel Prévost, Was Frauen schreiben.

M 4.— broschiert, M 5.— gebunden

H. Steinitzer, Perspektiven. M 2.— broschiert, M 3.— gebunden

F. Gräfin zu Reventlow und O. Eugen Thossan,
Klosterjungen, Humoresken.

M 1.50 broschiert, M 2.50 gebunden



1911

[Faint circular stamp]

1890

13

c

Klosterjungen

Humoresken

von

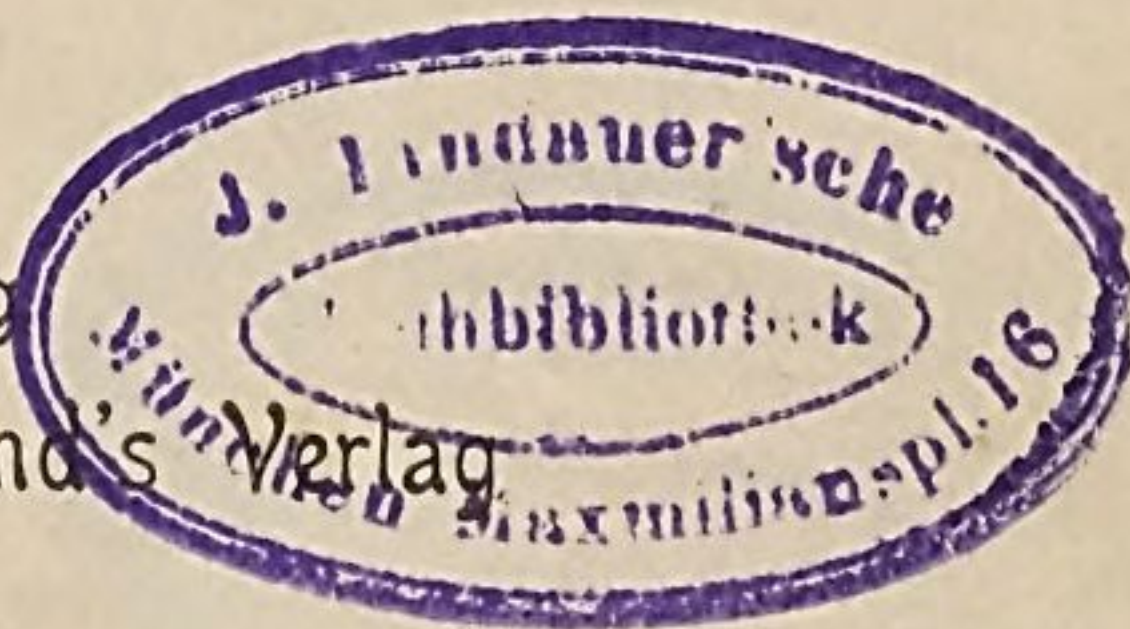
[Franziska]
F. Gräfin zu Reventlow

und

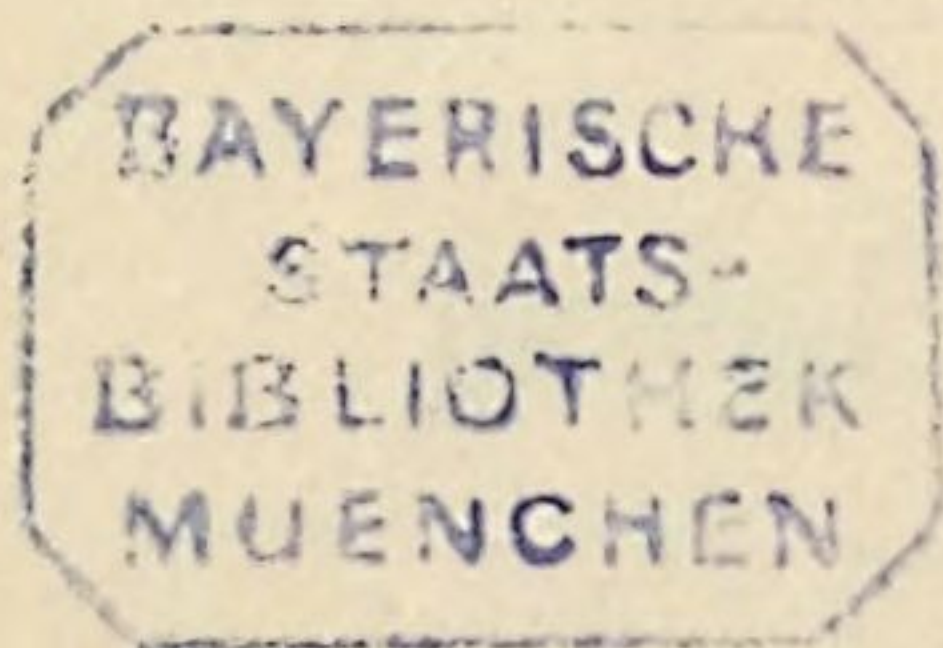
O. Eugen Thossan



Leipzig
Georg H. Wigand's Verlag
1897



Div. p. 1926



Klosterjungen

von

O. EUGEN THOSSAN

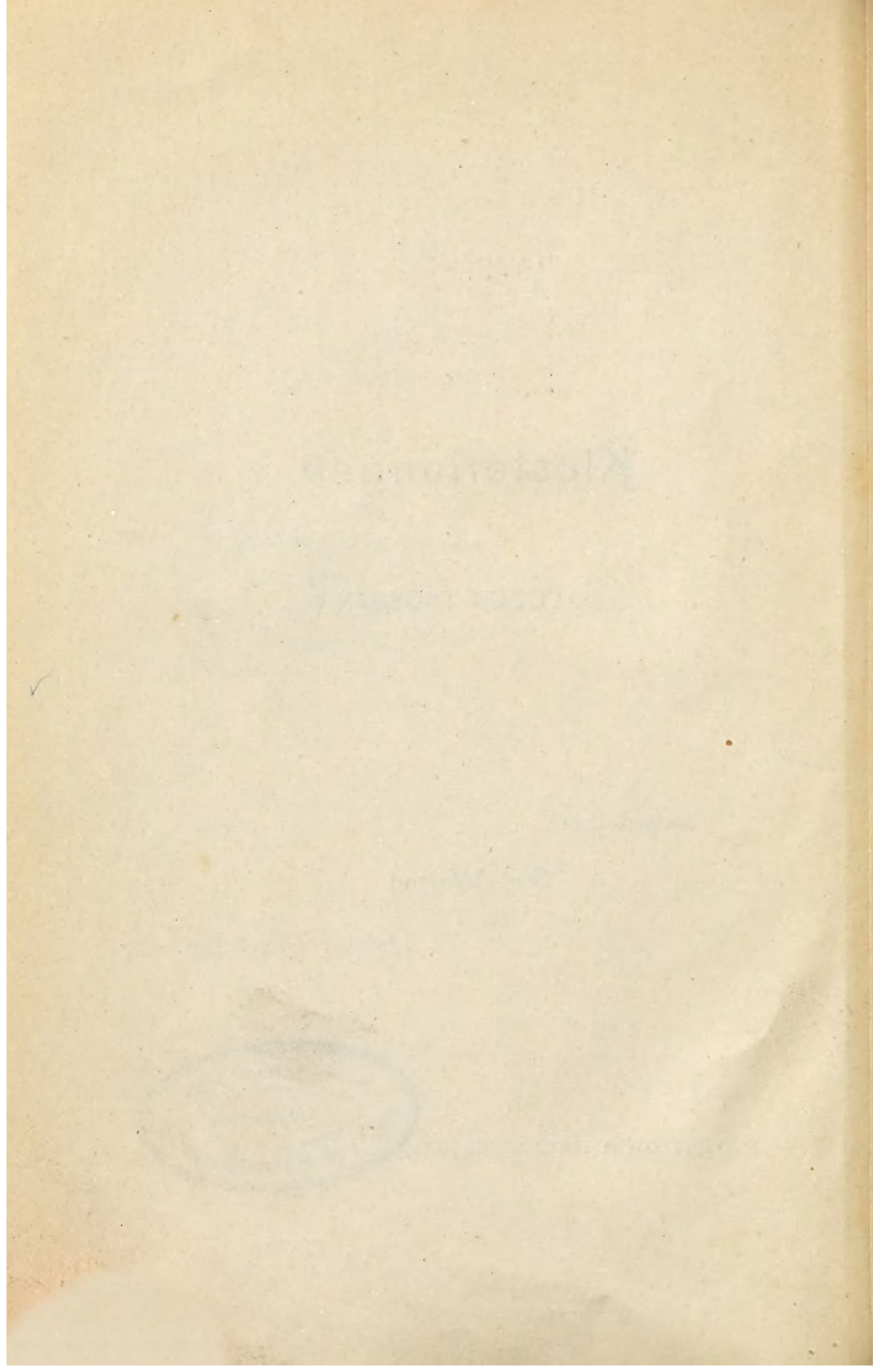
Meinem lieben

Curt Wigand

in alter Freundschaft.

REVENTLOW & THOSSAN, Klosterjungen.







I.

Nein, wahrhaftig, Herrschaften — wenn ich die Augen zumache und lasse das alte Nest so aus der Versenkung aufsteigen, dann packt mich allemal eine Art Heimweh, ganz heiss und sehn-süchtig, nach dieser weltentrückten Kulturstätte, wo in jedem Haus mindestens ein Schweinchen gehalten wird und mindestens ein Familienglied auf eine ruhmvolle klassische Vergangenheit zurück-blickt, die es in der Sexta und Quinta des fürst-lichen Landesgymnasiums zugebracht hat. Und dazwischen empfinde ich doch wieder so etwas wie listige Freude, jener Enge entronnen zu sein. Die Thränen möchten mir kommen vor Rührung darüber, dass ich das habe durchleben dürfen, und wieder möchte ich mir die Hände reiben, dass ich es nicht noch einmal zu durchleben brauche — ein höchst merkwürdiges kompliziertes Gefühl, das kann ich Ihnen sagen.

Also, um deutlicher zu werden — Corbach heisst das Nest und liegt im Fürstentum Waldeck.

Zu meiner Zeit noch ein Idyll, von sagenhafter Unberührtheit, obgleich es schon damals Bahnstation war. Das heisst: nicht Bahnstation im gewöhnlichen trivialen Sinn. Es hatte damit eine ganz eigene Bewandtnis. Die Bergisch-Märkische Eisenbahn führte nämlich auf ihren Fahrplänen eine Haltestelle mit dem Namen „Brilon-Corbach“. Wenn aber der ahnungslose Reisende sich durch den Ruf des Schaffners verlocken liess und aus seinem Wagen kletterte, so sah er sich mitten im Walde vor einem einsamen Stationshaus und erfuhr auf Befragen, dass er nach Brilon noch zwei, nach Corbach nur noch sechs Stunden Wegs habe — schöne Chaussée. Der Reisende, der nach Corbach wollte, schimpfte dann gewöhnlich mörderlich auf das unschuldige Gemeinwesen, statt seine Entzündung an die Adresse der Bergisch-Märkischen Eisenbahn zu richten. Und abgesehen davon, dass die Stadt durchaus nichts dazu konnte — sie hätte auch wirklich gar keine Veranlassung gehabt, den Genuss ihrer Sehenswürdigkeiten jedem beliebigen Reisenden übermässig zu erleichtern. Im Gegenteil, gerade in ihrer märchenhaften Abgeschlossenheit lag ihre Bedeutung, ihre Besonderheit, ihr Reiz.

Dort habe ich fünf Jahre zugebracht, von der Obertertia bis zum Abiturientenexamen. Es war eine selige Zeit, trotz alledem und alledem. Sie hat sich tief in meine Erinnerung eingegraben. Manchmal träume ich noch jetzt, dass mir irgend jemand das Wort „Klosterjunge!“ an den Kopf

wirft. Und dann erwacht der alte Heldensinn wieder in mir. Ich balle die Fäuste, ich knirsche mit den Zähnen, meine Brust fliegt, ich bin wieder ganz der „fürstliche Landesschüler“ mit dem romantisch zarten Ehrgefühl unter der Weste und dem gesamten klassischen Altertum unter der grünen Mütze.

Klosterjungen! — Wir mochten den Namen nicht leiden. Solange wir noch in der Tertia sassen, haben wir darüber manch heisse Schlacht mit den Jungen der Bürgerschule ausgefochten. Er stammte daher, dass unser Gymnasium in dem alten Klostergebäude untergebracht war. Ein langgestrecktes niedriges graues Haus mit nur einem Stockwerk, unglaublich dicken Mauern und einem zierlichen Glockentürmchen auf dem First des Daches. Wenn man zur Thür hineinkam, hatte man gerade vor sich die breite hölzerne Treppe, die zur Aula und zur Wohnung des Direktors hinaufführte. Und um das Geländer war das Ende eines dünnen zerfaserten Strickes gewunden, der durch ein rundes Loch in der Decke von dem Glockentürmchen herabkam. An diesem Strick zog allstündlich der Pedell, der alte Benn, und rief damit oben im Türmchen ein helles klingendes Getön hervor, das uns die frohe Botschaft brachte: die Stunde ist rum. Ich kann den Strick nie vergessen. Schlängelte man sich um die Treppe herum, so kam man in den Kreuzgang. Matt und bleich fiel hier das Tageslicht durch die spärlichen

Fenster, laut hallten die Schritte vom Gewölbe wieder. Von da ging's in die meisten Klassen. Und ganz hinten, am Ende des Ganges, im tiefsten Dunkel, kletterte noch eine schmale ausgetretene Stiege zur Aula empor, eine Hintertreppe von überwältigendem geheimnisvollem Reiz.

Viel gab's also gerade nicht zu sehen. Aber alles, was man sah, hatte so einen eigenen Anstrich, etwas altertümliches, Vergangenheit atmen- des, mit Erinnerungen belastetes. Und das, was man gar nicht oder nur aus der Ferne zu sehen bekam, erhöhte noch die heimliche klösterliche Stimmung, die durch das Haus wehte. Ich denke dabei namentlich an den riesenhaften Garten, der sich hinter dem Kreuzgang ausdehnte, mehr Wildnis als Kunstprodukt, von der alten Stadtmauer eingefasst, mit hohen Bäumen, dichten Gebüsch und vergrasten, im Hintergrund verdämmernden Pfaden. Diesen Garten durften wir Schüler nicht betreten. Nur wenn der alte Benn, der auch da hinten sein Häuschen hatte, die Thür zum Kreuzgang öffnete, konnten wir hier und da einmal einen Blick hineinwerfen. Und das dauerte auch nur einen Moment. Denn die Thüre war mit einem unheimlich massiven Gewicht beschwert und schlug sofort hinter dem alten Benn mit einem furchtbaren Krach wieder ins Schloss. Durch das alles bekam der Garten für uns etwas seltsam lockendes, verwunschenes.

Ich wohnte dem Kloster unmittelbar gegen-

über, bei drei sogenannten Tanten, die — harmonisch abgestuft — im Alter von einigen vierzig, einigen dreissig und einigen zwanzig Jahren standen. Mein Zimmer lag zu ebener Erde. Es war gross wie ein Reitstall und kalt wie ein Keller. Ich hatte es aber doch allen anderen vorgezogen, weil — weil — na, heute kann ich's ja sagen — weil man des Abends so leicht einmal unbemerkt durchs Fenster auskneifen konnte. Durch die Hausthüre war das sehr schwer zu bewerkstelligen, denn sie war mit einer grossen geschwätzigen Schelle versehen, einer wahren Kuhglocke. Ich erinnere mich noch heute mit geheimem Gruseln der wunderbaren Wirkung, die der Klang dieser Glocke unter besonderen Umständen auf mich ausübte. Manchmal, wenn ich spät noch bei den Büchern sass und die verbotene Pfeife schmauchte, wurde plötzlich die Hausthüre mit gewaltigem Klingen aufgerissen und eine schrille Knabenstimme schrie in den hallenden Flur hinein: „Der Direx strolcht!“ Und wieder raste die Klingel, die Thüre krachte und klappernde Tritte verhallten um die Ecke.

Unser Direktor war nämlich ein grosses Polizeigenie und würde als Detektiv jedenfalls eine noch viel glänzendere Karriere gemacht haben als so. Zu seinen speziellen Vergnügungen gehörten die abendlichen Besuche, die er von Zeit zu Zeit seinen nichtsahnenden Schülern abstattete und bei denen er es hauptsächlich auf die Entdeckung ebenso unerlaubter wie unentbehrlicher Gebrauchsgegenstände

als Skatkarten, Pfeifen und Übersetzungen abgesehen hatte. Die dergestalt in ihren heiligsten Rechten bedrohten Schüler hatten natürlich nicht gezögert, ihrerseits ihre Massnahmen zu treffen. Da der Corbacher Pennäler zumeist herdenweise in grossen von Pastorenwitwen und alten Fräuleins geleiteten Pensionen zu leben liebt, so war es nicht schwer gewesen, einen regelrechten Nachrichtendienst zu organisieren. Tauchte der Schreckliche irgendwo auf, so war der jüngste Insasse des betroffenen Hauses verpflichtet, sich alsobald auf die Socken zu machen und die befreundeten Pensionen von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Das geschah stets mit den elektrisierenden Worten: „Der Direx strolcht!“ Wenn diese Worte so in später Abendstunde mit Windeseile durch das totenstille Städtlein liefen, dann war es, als ob — als ob — na ja, es hatte was Erhebendes, dieses gefährliche und zugleich das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Kameradschaft; ach Gott ja, es hat seine merkwürdigen Höhen und Tiefen, das Leben eines Pennälers.

Aber davon wollt' ich eigentlich nicht erzählen. Was wollt' ich denn eigentlich? — Ja so, ganz richtig. Unser Direktor also war sehr für das Wohl der ihm anvertrauten jungen Seelen besorgt. Nicht nur vor Karten, Würfelspiel und dem heillosen Tabak wollte er uns bewahren; es gab noch etwas, das ihm mit den amtlichen Funktionen eines fürstlichen Landesschülers schlechterdings unver-

einbar erschien: die Liebe. Die Pennälerliebe erblüht bekanntlich, wenn sie einigermaßen normal ist, in der Tanzstunde. Am liebsten hätte also der Direx diesen gottlosen und verführerischen Unterricht ganz und gar verboten. Das ging indes nicht an, da es ja schliesslich auch noch Eltern gab. Und wenn sie auch sonst nicht viel zu sagen hatten, das liessen sie sich doch nicht nehmen: Anstand muss sein, also auch Anstandsstunde. Aber — und hierin zeigte sich das Genie des Direktors in vollstem Glanze — er setzte es durch, dass besagte Tanzstunde unter seinen Augen, in der Aula des Gymnasiums abgehalten wurde. Man denke, in der Aula des Gymnasiums! In diesem geweihten Raume, von dessen Wänden die Büsten des Fürsten Georg Viktor und des Hermes von Praxiteles in stiller Feierlichkeit herabblickten — es wäre schmachvoll gewesen, wenn es nicht so eminent pädagogisch gewesen wäre.

Eines Abends zu Anfang des Wintersemesters stand ich in meinem Zimmer und schaute nach den hell erleuchteten Fenstern der Aula hinüber. Eins war geöffnet, man hörte eine einsame Fiedel winseln, dazwischen klang das ewig wiederholte „Eins zwei drei“ des Tanzmeisters und von Zeit zu Zeit flog ein helles Kleid an der Öffnung vorüber. Für gewöhnlich stimmt das Hinaufschauen zu schimmernden Fenstern einen Primaner melancholisch. Bei mir war das nicht der Fall. Ich war ungeheuer vergnügt. Obgleich ich eigentlich

auch da oben hätte herumhüpfen müssen, wenn ich nicht wegen mangelhafter Leistungen in der Mathematik von der Tanzstunde ausgeschlossen gewesen wäre. Aber das war ja alles gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig. Was ich wusste! Was ich wusste! — Na, das wusste ich eben. Und das genügte. —

Plötzlich, wie ich noch so stand und vergnügt war, schossen aus der finster gähnenden Hausthüre des Klosters zwei Gestalten in das dämmrige Freie und galoppierten über den Hof, quer über die Strasse, stracks auf unser Haus zu. Ein paar Augenblicke später stürzten sie in mein Zimmer, meine beiden Freunde: Baron Nangking und der Haarmensch, warfen sich auf das Kanapee, kollerten über einander und lachten, lachten — wie verrückt. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis ich den Grund ihrer ausgelassenen Freude erfuhr. Sie hatten sich ins Kloster geschlichen und waren im Dunkeln die Hinterstiege hinaufgetappt. Dort oben lag neben der Aula das Klassenzimmer der Quinta, das für die Dauer der Tanzstunde den „Damen“ als Garderobe diente. Und da hatten sie einen kolossalen Ulk ausgeführt. Sie hatten sämtliche Überschuhe durcheinander geworfen und „gemischt“ und sie dann zu je zwei und zwei zusammengekoppelt, wie es gerade gekommen war. Die von Lisabet Meerheim aber und von Emma Molte hatten sie fein säuberlich an ihren Plätzen stehen lassen, und in jede dieser bevorzugten Galoschen hatten sie —

eine Tafel Chokolade gesteckt. Hatten sie! Famoser Spass, was?

„Von Lisabet Meerheim und von Emma Molte? Ja aber — woher wusstet ihr denn —?“

Der Baron Nangking grinste über das ganze Gesicht. „Na, wenn man sich für eine Dame interessiert, wird man doch die Sachen kennen, die sie anhat!“

„Ach so!“

„Ja. Der Haarmensch hatte die von Molten Emma schon herausgefunden, ehe ich ein Streichholz angesteckt hatte. Im Finstern!“

„Und du die —“

„Ich kannte die andern.“

Und die beiden Kerle fingen wieder unbändig an zu lachen.

Ich aber machte ein sehr dummes Gesicht.





II.

Als wir noch Kinder waren, hatten wir zu Hause einen merkwürdigen Hund mit Namen Hinko. Wenn ich ihn beschreiben soll, so bin ich in Verlegenheit. Mein Vater behauptete schon damals stets, dass es keine reine Rasse wäre. Und das leuchtete uns Kindern ebenfalls schon damals ein. Denn wir kannten die seltsame Leidenschaft des Köters, sich jedesmal, wenn er gebadet worden war, schleunigst in den Kohlenkeller zu verfügen und sich dort so lange umherzuwälzen, bis das schneiiige Weiss seines Vliesses unter einem schmierig grauen Überzug vollständig verschwunden war. Von Natur war er also wie gesagt weiss, mit langen weichen Haaren, wie ein Pudel. Aber es war kein richtiger. Von diesem Hund hat mein Gedächtnis die sonderbarsten Geschichten aufbewahrt. Einmal war mein Vater zur Bahn gegangen, um einen lieben alten Freund abzuholen, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Ich sehe die beiden Männer noch über den grossen Kirch-

platz herüberkommen, auf unser Haus zu. Wir, die Mutter und die Kinder, standen dichtgeschart auf der hohen Freitreppe und schauten ihnen lebhaft erregt entgegen. Wir nahmen alle an der Wiedersehensfreude des Vaters teil. Und da drängte sich mit einem Male der Köter gewaltsam zwischen unseren Beinen durch, stürzte die Treppe hinab und rannte dicht an den Ankömmlingen vorbei ins Weite, den ganzen festlichen Besuchsbraten im Maule. Er hatte den Moment, da wir uns alle zur feierlichen Bewillkommnung anschickten, benutzt, um ihn vom Tisch der Essstube zu stehlen, wo er bereits aufgebaut worden war. Die Gefühle zu beschreiben, mit denen wir Hund und Braten um die Kirchenecke verschwinden sahen — darauf muss ich verzichten.

Ganz ebenso war mir zu Mute, als meine beiden Freunde mich verlassen hatten. Die Entdeckung, dass sie sich, der eine für Lisabet Meerheim, der andere für Molten Emma „interessierten“, hatte mich einfach niedergeschmettert. Jawohl, Herrschaften, nun möchten Sie wissen, weshalb. Also — da muss ich etwas weiter ausholen.

Liebe und Trompetenblasen! — Die Lektüre des Trompeters von Säkkingen hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, dass ich mir alsbald auf Abzahlung eine Trompete kaufte und zu blasen anfang. Und in dem Drang, es meinem erhabenen Vorbild möglichst bald gleichzuthun, strapazierte ich meine junge Lunge so rücksichtslos, dass ich

mir eines schönen Tages mitten in der Homerstunde einen regelrechten Blutsturz leistete. Ich wurde nach Hause gebracht und ins Bett gelegt. Und wie ich da so lag und tief in meiner Brust das Blut unaufhörlich quellen fühlte und durch die Luftröhre emporgurgeln hörte, da wusste ich plötzlich mit vollkommener Klarheit, dass ich sterben musste. Ich schlang die Hände in einander, und indem ich mit kindisch trotzigem Heroismus das Schluchzen unterdrückte, das mich erschüttern wollte, schloss ich mit meinem jungen Leben ab. Nachher kam der Arzt und untersuchte mich, dann der Barbier und setzte mir Schröpfköpfe auf die Brust; aber allen diesen Bemühungen gegenüber empfand ich nur ein Gefühl sanfter Verachtung: ich wusste ja, dass alles nutzlos war, ich wusste, dass ich sterben musste. — Trotzdem starb ich nicht. Nach vierzehn Tagen konnte ich sogar schon wieder zum erstenmal ausgehen. Ach Gott, Herrschaften, war das schön! Es war Frühling draussen, eine Luft wie mit Kraft und Düften geschwängert, ein Sonnenschein, wie ich ihn lachender, blendender nie gesehen, und das beste, das allerbeste, das hatte mir Tante Bertha, die älteste, anvertraut, gerade als ich wegging, auf der Treppe, heimlich, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit: dass nämlich — weiss der Himmel, es ist mir ordentlich genierlich, es zu sagen; es klingt so anmassend — aber es ist wahr — dass Lisabet Meerheim und Molten Emma — beide —

wirklich und wahrhaftig in mich verliebt seien. Sie wären jeden Tag, so lange ich krank gewesen, gekommen und hätten sich erkundigt, und damals, als es so sehr schlimm mit mir stand, da hätten sie sogar um mich — geweint.

Das war ein Sommer gewesen! Ich hatte das entzückende Geheimnis mit mir umhergetragen als meinen kostbarsten Schatz, es hatte mich wieder gesund gemacht, es war mir Schutz und Schirm gewesen in allen Widerwärtigkeiten meines Pennälerlebens, meine Zuflucht in den langweiligen Mathematikstunden, mein Trost in allen Zeugnissnöten. Zwei Mädchen liebten mich — mich! Kann man denn das überhaupt fassen? Ich hatte mir alles zugetraut, alles: die Welt aus den Angeln zu heben, Goethe in den Schatten zu stellen, Shakespeare seinen Kranz zu entreissen; aber dass mich ein „Weib“ lieben könnte, ein Weib, eines jener hehren überirdischen Wesen, eine jener Lichtgestalten von der Sonnenseite der Menschheit, das hatte ich nicht zu denken gewagt. Und nun gleich zwei! Ich hatte mich nicht für eine von beiden entschieden. Ich hatte auch gar nicht die Absicht, es jemals zu thun. Ich liebte sie alle beide wieder, aus reiner Dankbarkeit, glühender verzehrender Dankbarkeit. Sie waren mein, sie gehörten mir, waren mein Besitztum, alle beide. Wer wird sich leichtsinnig der Hälfte seines Reichtums begeben?

Jetzt aber! Zwei neue Bewerber waren aufgetaucht. Jetzt galt es den Reichtum zu behaupten,

den mir das gütige Geschick in den Schoß geworfen ohne all mein Verdienst und Würdigkeit. Und da wurde ich kleinlaut, verzagt. Was hatte ich in die Wagschale zu werfen gegen diese zwei?

Der Baron Nangking war Obersekundaner; einundzwanzig Jahre alt, lang wie der Johannistag, hager wie ein Säulenheiliger, und hatte ein Gesicht von so abgründiger Hässlichkeit, dass es fast schon wieder anziehend wurde. In dieser ganzen Physiognomie war auch nicht ein einziger jugendlicher Zug. Unter dem kahlgeschorenen Kopfe eines Zuchthäuslers eine niedrige Stirn, gefurcht wie ein Acker im Herbst, eingefallene faltige Backen, ein verkniffener Mund mit unglaublich schmalen bläulichen Lippen — kurz, ein Unikum von einem Gesicht bei einem Menschen von einundzwanzig Jahren. In den unteren Klassen hatte er ausserdem noch durch seine Kostüme Aufsehen gemacht. Seine Mutter besass in einem kleinen hessischen Städtchen ein Schnittwarengeschäft und war unmütterlich genug gewesen, ihn ihre Ladenhüter auftragen zu lassen. In aller Erinnerung war noch der Anzug, den er als Untertertianer geschleppt, ein Monstrum von schreiend gelber Farbe, von dem heimischen Kleiderkünstler unverantwortlich verschnitten, der Rock an allen Ecken zu weit, die Hose zum Überfluss noch mit breiten schwarzen Streifen an den Seiten geziert. Dieses Kostüm hatte seinem Inhaber den Spitznamen „Baron Nangking“ eingebracht. Und den hatte er auch behalten,

als das Gewand den Weg aller Gewänder gegangen war, zum Juden Mosheim. Aber alles das: die natürliche Hässlichkeit seines Gesichts und die künstliche seiner übrigen Erscheinung, hatte nur dazu beigetragen, den Nimbus zu verdichten, der sich um seine Person wob. Er war nämlich der stärkste im ganzen Pennal. An und für sich wäre das bei seinem Alter ja noch nicht einmal etwas so sehr auffallendes gewesen. Aber er besass wirklich Körperkräfte, die über das gewöhnliche Mass hinausgingen. Man erzählte sich davon fabelhafte Historien und unbestreitbare Thatsache war, dass er als Untersekundaner einmal einen stämmigen Brauergesellen, der ihm dumm gekommen war, auf offener Strasse schmäählich verhauen hatte. So war er schon bei Lebzeiten fast zur mythischen Person geworden, zum Heros der ganzen Schule, dessen Freundschaft zu gewinnen das Ziel aller war. Mir war's gelungen; wie? weiss ich selbst nicht. Und nun sollte ich als sein Nebenbuhler auftreten? Es war eigentlich kaum auszudenken.

Der Haarmensch war weniger heroisch veranlagt; man hätte ihn seiner Haltung nach eher für ein bisschen schlapperig erklären können. Aber er hatte einen anderen Vorzug, der in seiner Art ebenfalls einzig dastand in den Annalen der Schule. Er besass seit Untersekunda einen Bart, einen richtigen, dichten, vollen, üppigen, schwarzen Vollbart. Anfänglich hatten die Lehrer aus Gründen der Disziplin dieser Entwicklung seiner Natur hem-

mend entgegen treten wollen. Aber vor seiner bündigen Erklärung, dass er durchaus nicht in der finanziellen Lage wäre, sich täglich rasieren zu lassen, war alle Pädagogik verstummt. Er hatte seinen Bart und behielt ihn.

Na, mit diesen „Männern“ sollte ich antreten. Was hatte ich aufzuweisen? Gewiss, ich machte sehr schöne Verse; ich schrieb sie auch auf, zur grösseren Bequemlichkeit künftiger Litterarhistoriker, auf die Rückseiten der Blätter meines Abreisskalenders, die ich sorgfältig aufbewahrte und monatweise zu kleinen zierlichen Heftchen vereinigte. Aber was sollte mir das bei der absoluten ästhetischen Interesslosigkeit meiner Mitschüler? Mit Rücksicht auf sie hatte ich bis dahin meine dichterische Thätigkeit in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt, und ich durfte auch nicht daran denken, in der Zukunft den Schleier zu lüften. Ich hätte mich schlechter dabei gestanden, als vordem. Und im übrigen war ich jeder Besonderheit, jeder hervorragenden Eigenschaft bar. Also entsagen? Du lieber Himmel, wie kann man ein Glück von dieser Beschaffenheit, wie das meine gewesen, so leichten Kaufes aufgeben! Es war ein schrecklicher Zwiespalt, in dem sich meine Seele befand. Ich verwandte alle meine Mussestunden darauf, über die Möglichkeit einer Lösung nachzudenken, aber ich kam zu keinem Entschluss, bis mich das Schicksal selbst der weiteren Mühe überhob.

Der Haarmensch schied urplötzlich durch eigene Schuld aus der Reihe der Bewerber aus. Er hatte an einem Sonnabend Nachmittag mit mehreren Bekannten auf einem Dorfe der Umgebung gekneipt. Als sie stark angezechet nach Hause wanderten, kam ihnen ein dralles Bauernmädel in den Wurf. Der Haarmensch, verliebt wie eine tote Ratte und auf die unwiderstehliche Wirkung seines Vollbartes vertrauend, vertrat der Kleinen den Weg und bat um einen Kuss. Die indes, nicht auf den Mund gefallen, gab ihm ihre Ansicht von der Sache in Ausdrücken kund, die ihn in seiner Manneswürde aufs tiefste kränken mussten. Und da hatte er Gewalt angewendet, um zu seinem Kuss und seiner Rache zugleich zu kommen. Das Mädel aber zeigte die Geschichte dem Direktor an.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch die Stadt. Man war allgemein entrüstet. In einem Damenkaffee fiel sogar das Wort „Sittlichkeitsverbrechen“ und man forderte energisch, dass der elende Mensch mit Schimpf und Schande von der Schule gejagt würde. So schlimm kam es nun allerdings nicht. Der Haarmensch wurde, wenn ich nicht irre, sechs Stunden in den Karzer gesperrt, nachdem er vom Direktor vor versammeltem Cötus so schlecht gemacht worden war, dass kein anständiger Hund mehr ein Stück Brot hätte von ihm nehmen dürfen. Aber damit war die Sache erledigt. Für die Schule heisst das. Dagegen stand fest, dass er „gesellschaftlich“ von nun an

tot sein würde. Kein Mädchen würde mehr auf einem Schülerballe mit ihm tanzen, keine Pensions-tante mehr wagen, ihn auch nur in die Nähe eines weiblichen Wesens unter dreissig Jahren gelangen zu lassen. Er ging einer trostlosen Zukunft entgegen.

Ich kann aufrichtig sagen, er that mir leid. Solange die Untersuchung spielte, hatte ich nicht mit ihm gesprochen, ihn nur von fern gesehen, da er in der Frühstückspause ängstlich jedes Zusammentreffen mit uns mied und nach Schluss des Unterrichts im Galopp abschob. Er that mir leid, wie er sich da so einsam und bleich umhertrieb; aber andererseits, das konnte mich doch nicht abhalten, mich nunmehr bei Moltens Emma wenigstens wieder vollständig sicher zu fühlen. Denn gesellschaftlich, wie gesagt — das konnte er nun doch nicht mehr beanspruchen.

An dem Abend des Tages, da er abgestraft worden war, lag ich sehr lange auf meinem Kanapee und sann.

Ja ja, mein Sieg war teuer erkaufte. Mit dem Lebensglück meines Freundes! Armer Haarmensch!





III.

Unser Hund Hinko war der stete Begleiter meines Grossvaters auf seinen täglichen Spaziergängen. Das war seine einzige dienstliche Obliegenheit. Wir wohnten zu jener Zeit in der schönen alten grauen Stadt Caub am Rhein. Der Strom fliesst dort zwischen hohen Schieferbergen eingeengt dahin und zwischen Fels und Wasser bleibt gerade nur Platz für die Eisenbahn und einen schmalen Leinpfad, der längs der Geleise hinläuft. Dort wanderte der alte Mann eines Spätnachmittags mit seinem vierbeinigen Gesellschafter, als der Sechsuhrzug von St. Goarshausen angebraust kam. Ihn sehen und mit wütendem Gekläff ihm über den Damm entgegenrasen war für den Köter eins. Das machte er immer so. Und für gewöhnlich besass er auch eine grosse Geschicklichkeit darin, sich im letzten Augenblick wieder zur Seite zu drücken. Diesmal aber ergriff ihn ein Rad und schleuderte ihn vom Damm auf den Leinpfad. Mit jammervollem Geheul rollte er darüber

hinweg und schoss den steilen Abhang zum Fluss hinab. Der Grossvater sah ihn noch in einem über dem Wasser hängenden Weidenbusch verschwinden und hörte sein letztes schmerzliches Aufseufzen. Dann wurde es totenstill. Der alte Mann war ganz gebrochen. Er begab sich zu dem nächsten Bahnwärter und bat ihn, die Leiche aufzuheben; er würde sie anderen Tages abholen lassen. Als er mit der Trauerkunde nach Hause kam, erfüllten wir Kinder Gänge und Zimmer mit unserem Wehegeschrei. Der Grossvater vergass an diesem Abend seine Zeitung zu lesen und sogar der Vater widmete dem verunglückten Hausgenossen einige tief empfundenen Worte des Bedauerns. Am anderen Morgen wurde das Dienstmädchen mit einem grossen Korbe abgeschickt, den Leichnam herbeizuschaffen; er sollte im Garten bestattet werden. Als der Kondukt in Sicht kam, versammelten wir uns mit feierlichen Mienen im Hausflur, in vielen Augen standen Thränen. Die Mutter wollte es eigentlich nicht leiden, dass wir den Hund noch einmal sähen. Sie fürchtete, er möchte allzu grässlich verstümmelt sein. Aber wir waren nicht von der Stelle zu bringen. Das Mädchen setzte den Korb in unserer Mitte nieder, ringsum wurde ein heftiges Schnüffeln laut, die kleineren fingen schon richtig an zu schluchzen. Dann hob Marie das Tuch auf, mit dem der Korb sorglich bedeckt war und — hast du nicht gesehen, sprang der tote Hinko frisch und munter heraus.

Ein paar Mal drehte er sich wie wahnsinnig vor Freude im Kreise herum, dann entwich er mit einem mächtigen Satze der ihn umgebenden Korona und rannte stracks in den Kohlenstall. Der Bahnwärter hatte ihn nämlich gebadet, um doch wenigstens etwas an ihm gethan zu haben. —

So ähnlich erging es mir auch mit dem Haarmenschen. Am Tage nachdem ich sein verlorenes Lebensglück beklagt hatte, trat er lächelnd in mein Gemach, schüttelte mir die Hand und sagte ganz heiter: „Na, Gott sei Dank, das wäre ja nun auch überstanden.“

Ich war anfangs starr über diese Auffassung und wollte sie fast frivol finden. Ich war sogar auf dem Punkte, ihm das zu sagen. Aber da kam mir blitzschnell die Erkenntnis, dass auf diese Weise ja eigentlich mein Gewissen vollkommen entlastet würde. Und über dem Gefühl der Dankbarkeit, das mich darob erfüllte, vergass ich meine moralischen Bedenken mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Es warteten meiner indes noch andere Überraschungen.

Später nämlich, nachdem wir eine Pfeife zusammen geraucht und uns eine ganze Weile friedfertig von allerlei anderen Dingen unterhalten hatten, rückte mir der Haarmensch mit einem Male dicht auf den Leib, und indem er seinen üppigen krausen Bart zärtlich an meine glatte Wange lehnte, sodass es niederträchtig kitzelte, sagte er mit weicher einschmeichelnder Stimme:

„Siehst du, nun hast du sie ja auch ganz für dich.“

„Wen denn?“ fragte ich erschrocken.

„Moltens Emma,“ antwortete er noch weicher, noch zärtlicher. Es war schon ziemlich dunkel im Zimmer geworden, und das war mir lieb, denn ich fühlte, wie ich rot wurde.

Da er es nicht sah, fuhr er unbeirrt fort: „Ja, siehst du, das freut mich offen gestanden an der ganzen Sache am meisten.“

Ich wollte widersprechen, aus reiner Verlegenheit, aber er liess mich nicht dazu kommen. „Red' nicht! Ich weiss alles — und ich gönne sie dir. Dir allein gönne ich sie — keinem andern.“ Bei den letzten Worten zitterte seine tiefe Bassstimme ein klein wenig wie von verhaltenem Weinen.

Mir war elendiglich zu Mute. Donnerwetter! Als ob er mir etwas zum Geschenk gemacht hätte, was ich ihm in Gedanken schon vorher gestohlen hatte. Ein erbärmliches Gefühl! Wer weiss, was ich in der Dummheit ihm für Geständnisse gemacht hätte, wenn er mich hätte reden lassen. Aber er war so darauf versessen, seine Grossmut an den Mann zu bringen, dass er nicht eine Sekunde locker liess. Was er alles geschwätzt hat, kann ich nicht mehr angeben. Es kam mir damals vor, wie eine lange tiefsinnige Abhandlung über das Wesen von Freundschaft und Liebe. Es ist aber auch möglich, dass es absoluter sentimentaler Blödsinn war. Ich neige sogar jetzt bedenklich zu

dieser Ansicht. Jedenfalls liess er den Strom seiner Rede unaufhörlich rinnen, bis ich zum Abendbrot gerufen wurde. Da drückte er sich, nachdem er mich noch einmal mit stürmischer Herzlichkeit in seine Arme geschlossen hatte.

Es war wirklich so, als ob durch dieses Ereignis unsere Freundschaft noch fester geknüpft worden wäre. Der Haarmensch suchte mich von da an täglich auf, um mit mir über Moltens Emma zu plaudern. Das Bedürfnis danach war so lebhaft in ihm, dass er, wenn ich zufällig ausgegangen war, stundenlang auf meiner Bude sass, um meine Rückkehr zu erwarten. Er schien das Gefühl zu haben, als ob er so durch mich in einem gewissen Zusammenhang mit der einstigen Geliebten bliebe; ich war die Brücke, über die seine Phantasie immer wieder zu ihr zurückkehren durfte. Zuerst war mir diese Rolle einigermassen peinlich. Aber sein rührendes Bemühen, mich stets in den Vordergrund zu schieben, selbst hinter mir zu verschwinden, alle Würdigkeit auf mich zu häufen, söhnte mich nach und nach damit aus. Er wälzte sich förmlich in Entsagung und Selbstverleugnung zu meinen Gunsten, sodass unsere Plauderstunden nachgerade anfangen, meiner Eitelkeit zu schmeicheln. Und zuletzt war ich von meiner Überlegenheit und seiner Ungefährlichkeit so überzeugt, dass ich sogar nichts mehr dagegen hatte — höchstens ein herablassendes Lächeln — wenn er von „unserer“ Emma sprach. Er durfte auch mitkommen, wenn

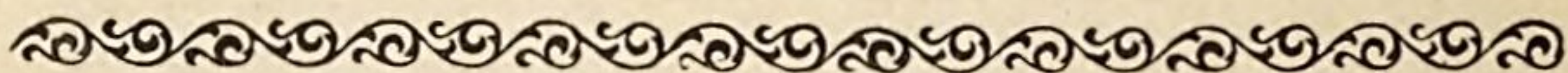
der Baron Nanking und ich unsere nachmittäglichen Poussiergänge unternahmen. Auf Elisabeth Meerheim hatte ich nämlich unter dem Zwange der Notwendigkeit stillschweigend verzichtet. Der Baron that mir nicht den Gefallen, eine Dummheit zu begehen wie der Haarmensch, und schliesslich war meine Liebe doch auch aus dem Stadium der reinen Dankbarkeit herausgetreten. Da gab's aber nur eine Wahl, entweder die eine oder die andere.

Rings um die Stadt herum lief ein Spazierweg, an der Stadtmauer entlang, auf der anderen Seite von dichten Hecken eingefasst, lauschig und mollig. Wo er eine Strecke weit hart an die nur noch mannshohe Mauer herantrat, hiess man ihn den Philosophenpfad. Dort war die Stätte unserer Rendez-vous. Das heisst, wenn man's so nennen darf. Emma und Lisabetchen bummelten voraus, wir zwanzig Schritte hinterdrein. Während wir ruhig und gesetzt einherschritten, damit nicht ein uns begegnender Pauker etwas an uns auszusetzen fände, benahmen sich die Mädchen so unphilosophisch wie möglich. Sie drängten sich dicht an die Mauer, reckten die Häse hinauf wie junge Zicklein, sprangen in die Höhe und rupften die bunten Gräser ab, die oben auf der Plattform aus Geröll und Moos emporschossen. Ab und an wurde ein Heckenröslein hinzugefügt, eine gelbe Butterblume oder was die Flora des Philosophenpfades gerade hergab. Wenn dann die Sträusse einen beträchtlichen Umfang gewonnen hatten, that

sich bei der letzten Biegung des Weges der dunkle Lindengang auf. Die Mädels versicherten sich durch einen kecken Blick nach rückwärts, dass wir ihre Spur nicht verloren oder aufgegeben hatten, und schlüpfen in die leise rauschende Finsternis.

Drinne stand mitten im Wege ein merkwürdiges Möbel, ein massiger runder Steintisch, der in der Mitte eine muldenförmige Vertiefung zeigte. Die Altertumsforscher von Corbach erklärten das Ding für einen altgermanischen Opferaltar. Wenn wir dort ankamen, fanden wir die Sträusse vor, für uns niedergelegt. Ein süßes Blumenopfer! Und der erste am Platz war jedesmal der Haarmensch, der mit untrüglicher Sicherheit Schön-Emmchens Strauss herausfand und ihn mir triumphierend überreichte. Zum Schreien — der Kerl! Sie meinen, so was käme nur in dem Alter vor? — Na gut, passen Sie auf! Ich sage Ihnen, Herrschaften, es giebt Menschen, die sind zum Verachten geboren. Und die bleiben auch dabei.





IV.

Vor der Stadt, wo sich die schöne Briloner Chaussée mit einer anderen gabelte, lag in dem spitzen Winkel das „Klubhaus“, ein mässig grosses Gebäude im Schweizerhausstil, mit einer albern nach Rosa hinüberschielenden roten Farbe angestrichen. Unten befand sich die Wohnung des Ökonomen, oben der Klubsaal, daneben ein Herrenzimmer, nach hinten hinaus eine Garderobe und das Büffetzimmer. Das war, glaube ich, das ganze Etablissement.

Der Klub war die „erste Gesellschaft“ der Stadt. Das gesellige Leben dieser Vereinigung hielt sich indes in bescheidenen Grenzen: In dem Herrenzimmer rauchten nachmittags von fünf Uhr ab die älteren Herren ihre langen Pfeifen und tranken einen billigen Rotspon oder ein Glas bayrisch Bier dazu; und im Saale fand alljährlich einmal, am Sylvesterabend, der Klubball statt. Ausserdem waren die Lokalitäten der „Zauberflöte“ zu ihren Übungsstunden und Konzertaufführungen

vermietet und zweimal im Jahre hielt zu den Schülerbällen die junge und jüngste Welt ihren Einzug in die feierlich kahlen Räume. Wenn die Klosterjungen nicht noch nebenher das abgelegene Haus mit Vorliebe zum Schauplatz ihrer heimlichen Kneipereien gemacht hätten, hätte der Ökonom still und unbemerkt verhungern können.

Schülerball! Welche Bilder zaubert das Wort mir vor! — Wenn die schwierige Kostümfrage glücklich erledigt war — die wenigsten besaßen einen schwarzen Rock; das wurde übrigens auch gar nicht verlangt — wenn die Handschuhe vom vorigen Male sorgfältig mit Benzin gereinigt und die paar Groschen zur Flasche Wein zusammengepumpt waren, dann stieg man ins Klubhaus mit dem Bewusstsein, für alle Eventualitäten gewappnet zu sein. Im Herrenzimmer versammelten wir uns, klopfenden Herzens, aber mit so blasierten Mienen, als ob die Geheimnisse der Tanzkunst uns ebenso geläufig wären wie die homerische Formenlehre — was allerdings bei manchen stimmte. Kein Mensch hatte Ruhe, sich zu setzen; man stand in Gruppen umher, flegelte sich auf die Fensterbänke oder lehnte wider der Wand. Einer nach dem anderen ging zur Thüre, die in den Saal führte, äugte an-gelegentlich hinaus, wo die „Damen“ frierend vor Kälte und Aufregung an den Wänden hin sassen, und kehrte nach einiger Zeit noch unruhiger zurück, als er gegangen war. Bis die Frau Hauptmann anlangte.

Weshalb dieses Ereignis eigentlich jedesmal erst als das Signal zum Beginn abgewartet wurde, ist mir heute noch vollkommen rätselhaft. Sie hatte weder Tochter noch Sohn, sie stand weder zu dem Direktor noch zu einem anderen Lehrer in irgend welcher offiziellen Beziehung, aber das war unumstösslich wie ein Naturgesetz: ehe sie nicht da war, konnte die Sache nicht losgehen. Sie war überhaupt eine überaus merkwürdige Person. Unklar ist mir noch heute die Etymologie ihres Spitznamens „Donauweibchen,“ unverständlich noch heute die Anatomie ihres kleinen vertrockneten Körpers. Mit breiten Schultern und breiten Hüften, aber ohne merkliche Ausdehnung nach vorn und hinten, als ob sie platt gedrückt wäre, war sie stets in einen schwarzen altmodischen Seidenrock gekleidet, der von den Hüften steif nach beiden Seiten abstand, und in eine Spitzenmantille, die den Faltenwurf des Rockes von den Schultern herunter nachahmte; so dass die ganze Frau aus zwei übereinandergesetzten Dreiecken zu bestehen schien. Ungewöhnlich wie ihre äussere Erscheinung waren auch ihre geistigen Eigenschaften. Sie verstand einfach alles; bei einer Liebhaberaufführung ahmte sie sogar hinter den Coulissen das Schlagen einer Nachtigall so täuschend nach, dass ein kleines Kind, das man ins Theater mitgenommen hatte, in die atemlose andachtsvolle Stille hineinquikte: „Das ist ja die Frau Hauptmann!“ Und ihren Fähigkeiten entsprach ihr Einfluss. Sie hatte eingestandenermassen ihren Mann, Lucas

geheissen, gründlich unter dem Pantoffel, keine Veranstaltung konnte ohne ihre Mitwirkung oder wenigstens Anwesenheit von statten gehen und ihrem Beispiel folgend hatte die gesamte kapitalkräftige Bevölkerung der Stadt ihr Geld in griechischen Staatspapieren angelegt.

Also — sobald sie da war, ging's los. Die Birkenhäuer, die vier Stadtmusikanten, die in gestrickte Wämser gekleidet um einen Tisch in der Ecke herumsassen, huben an zu blasen und zu fiedeln, die Ballglucken nahmen ihren Küken die Shawls von den Schultern und die Klosterjungen im Herrenzimmer schoben sich langsam der Saalthüre zu. Keiner wollte zuerst hinein. Die Gruppe, die sich zusammengeballt hatte, kam nur in Wirbeln vorwärts, wie ein Strudel, indem sie sich mehrmals um sich selbst drehte. Bis endlich einen das Schicksal traf, als der erste über die Schwelle gedrängt zu werden. Dann kam der Betrieb in Gang.

Noch schwieriger gestaltete sich der Auszug zum Kampfe, wenn die Birkenhäuer einen Walzer intonierten. Ordentlich konnte den keiner tanzen. Und alles, was klug genug war, das einzusehen, hielt sich hartnäckig im Herrenzimmer zurück. Wenn das ein paar Minuten gedauert hatte, kam der Direktor hereingewütet. „Schscht!“ rief er. „Schick' ich euch dazu auf einen Ball, damit ihr bummeln sollt? Immer raus!“ Und so trieb er uns vor sich her durch die Saalthüre, wie der Wolf die Herde scheucht. Wir ganz Einsichtsvollen wussten aber

auch dann noch der drohenden Blamage zu entgehen. Wir tratenforsch durch die enge Pforte, drückten uns um den Kachelofen herum, der gleich links daneben stand, und verschwanden wieder durch die andere Thüre, die sich auf den Flur öffnete, um hinten im Büffet ein stilles feuchtes Eckchen aufzusuchen.

Ja ja — was ich eigentlich erzählen wollte, passierte auf meinem letzten Schülerball. Ein paar Tage vorher hatte ich es mit Lisabet Meerheim gründlich verdorben. Sie hatte sich zu meinen Pensionstanten geflüchtet, um ihnen ihr übervolles Herz auszuschütten. Sie konnte sich nämlich mit ihrer Mama nicht über das anzulegende Ballkleid einigen. Ich sass eine Stunde dabei, während über das Thema verhandelt wurde. Bis Tante Bertha, die ab und zu ging und nur die Hälfte gehört hatte, in der Meinung, dass die Verhandlungen zum Abschluss gediehen wären, so recht unschuldig fragte: „Nun, Lisebetchen, was ziehst du denn nun an?“

„Gar nichts zieh ich an,“ schleuderte Lisebetchen ärgerlich heraus.

Und ich in meiner Dummheit setzte ganz trocken hinzu: „Das wird ja nett.“

Lisebetchen war sehr für Moral und verliess entrüstet über meine Frivolität das Lokal, um die Geschichte brühwarm ihrer Freundin Emma anzubringen. Dieses gute Kind konnte aber in ihrer lächerlichen Voreingenommenheit für mich sich nicht zu derselben Höhe sittlicher Strenge emporschwingen

und wagte es, meine Äusserung von der komischen Seite aufzufassen. Darüber entspann sich eine heftige Auseinandersetzung, und als Lisabetchen ihre Ansicht über das bedauerliche Vorkommnis in die herben Worte zusammenfasste, ich wäre ein „gemeiner unmoralischer Mensch,“ da kam es zum definitiven Bruch. Um mich ging die zärtlichste innigste aller Mädchenfreundschaften in die Binsen. —

So standen die Dinge, als der Ballabend anbrach. Ich hatte nur Augen für meine Emma. Gott, sah das Kind reizend aus! Sie trug ein rosafarbenes ziemlich tief ausgeschnittenes Kleidchen, und sie war schon so hübsch voll für ihre achtzehn Jahre. Von ihren Augen behaupteten böse Menschen, dass sie etwas verschleiert wären, was auf Mangel an Intelligenz schliessen liesse. Du lieber Himmel, für mich ist der Ausdruck dieser Augen nie schleierhaft gewesen. Und wenn ich sie von der Seite ansah, dann hatte sie so einen hellen flaumigen Schein auf der Backe, der geradezu entzückend war — ah, machen wir uns nicht weich! Also kurz und gut — ich vernachlässigte Lisabetchen in unverantwortlicher Weise.

Bei der Weinpause war Gewitterstimmung. Lisabet lachte am lautesten und trank am hastigsten, und ihre Ausgelassenheit hatte so etwas aufgeregtes, vulkanisches, dass man jeden Augenblick einen Ausbruch erwarten konnte. Mit einem Male rauschte

die Frau Hauptmann heran, beugte sich zu Lisabetchen nieder und sagte leise, doch so, dass wir es gerade noch hören konnten: „Mein Kind, man schlägt in Gegenwart von Herren die Füße nicht übereinander.“

„Füße“ sagt eine feine Dame in Corbach immer, wenn sie die Beine meint.

Lisabet fuhr zusammen und sass wie eine Wachskerze. Der Baron Nangking aber wollte seiner Angebeteten zu Hilfe kommen und sagte mit einem boshaften Zwinkern nach der abschiebenden Hauptmännin: „Es geht doch nichts über Moral.“ Da traf ihn ein Blick so voll ehrlichen Hasses, dass uns allen, die wir dabei sassen, heiss wurde; und beissenden Tones sagte Lisabet: „Ach, lassen Sie mich in Frieden — überhaupt!“

Dieses „überhaupt“ kam so bestimmt heraus, dass es keinen Zweifel über seine Bedeutung liess. Der Baron stand langsam auf und ging zur Thüre hinaus. Nach einiger Zeit folgte ich ihm. Ich fand ihn im Büffet sitzend, den Kopf auf den Schenktisch gelegt, mitten in eine Bierlache hinein. Als ich ihn an der Schulter rührte, wandte er mir ein unheimlich starres Gesicht zu und sagte mit heiserer Stimme: „Nun ist alles aus.“

„Wieso denn?“ fragte ich feige.

„Sie liebt mich nicht.“

Ich schwieg.

Und nach einer Weile fuhr er fort: „Und ich werde sie nie vergessen können. Das ist mein Unglück.“

An diesem Abend bewies ich meine Freundschaft für den Baron, indem ich mich ihm zur Gesellschaft ebenfalls mörderlich betrank.





V.

Und dann kam das Abiturientenexamen und dann der Abschied. Er war kurz aber rührend. Ein Semester lang hat er noch in meiner Seele nachgezittert. —

Darüber waren zehn Jahre hingegangen. Da erhielt ich eines Tages eine hektographierte Einladung zu einer Zusammenkunft alter Corbacher Pennäler in Corbach selbst. Der Baron Nangking und der Haarmensch waren unter den Ausschussmitgliedern aufgeführt.

Alle Wetter! Ich hatte lange nicht an die alten Geschichten gedacht. Zehn Jahre! Und wenn man in einer Zeit lebt, wo man sein bisschen Verstand zusammenhalten muss, um nur halbwegs mitzukommen — mit der Zeit, meine ich. — Und doch! Es müsste recht hübsch sein, wieder einmal hinabzutauchen in das laue Bad harmloser Jugenderinnerungen. So ein bisschen Harmlosigkeit überhaupt — ach was, fahren wir hin!

Drei Tage sollte der Spass dauern; am ersten

Begrüssungskneipe, am zweiten grosser Kommerz mit offiziellen Reden, am dritten Ball im Klubhause — Ball im Klubhause! — Na ja! — Emma war verheiratet, das hatte ich zufällig erfahren; mit einem Gymnasiallehrer, der zu meiner Zeit noch Probekandidat war. Ein glückliches Paar jedenfalls. Er war ein guter Kerl gewesen. Lisabetchen wahrscheinlich noch unvermählt, wenigstens hatte ich nie eine Verlobungskarte oder sonstige Benachrichtigung erhalten. Der Baron Nangking und der Haarmensch hatten, soviel ich wusste, das Studium der Theologie ergriffen. Gott noch einmal, sie konnten ja deswegen doch ganz vergnügte Jungen geblieben sein. Weshalb denn nicht? Ich dachte an den Propst von Lugoniewo, mit dem ich so manche Flasche ausgestochen. Und über diese und jene Zwischenerinnerung kam ich immer wieder auf die süssen Klosterjungengeschichten zurück, während ich im Eisenbahnzug sass und der Stätte zufuhr, wo ich mir einst meine klassische Bildung geholt hatte. Die war nun auch schon lange wieder futsch, die klassische Bildung. Merkwürdig! Nicht einmal diese letzte Entdeckung vermochte mich elegisch zu stimmen. Man wird doch recht pietätlos da draussen.

Den Leuten im Fürstentum Waldeck schien es indessen der niederträchtige Fortschritt ebenfalls einigermaßen angethan zu haben. Hatten sie doch von Warburg aus über Arolsen ein ganz gebildetes Klingelbähnchen bis nach Corbach geführt. Wenn

ich früher in die Ferien reiste, hatte ich immer mindestens sechs Stunden Fussmarsch bis zum nächsten Vorposten der Civilisation gehabt. Diesmal brachte mich das Dampfross bis in die Berndorfer Strasse hinein.

Als der Schaffner „Corbach!“ schrie, packte mich eine merkwürdige Anwandlung heiliger Scheu. Ich konnte mich gar nicht entschliessen, hinauszuklettern. Bis der Heidenlärm, der sich um den Zug erhob, mich veranlasste, den Kopf aus dem Fenster zu stecken. Der Bahnsteig wimmelte von Menschen: Philister, Pennäler und Frauenzimmer, alles bunt durcheinander. Und da — mitten aus dem Schwarm ragte eine hagere Gestalt, die mit beiden Armen in dem brandenden Meer ruderte, ein Kopf oben drauf, so hässlich, wie es auf der weiten Welt nur einen gab — der Baron Nangking als dirigierendes Ausschussmitglied.

Jetzt war ich im Nu draussen, drängte mich zu ihm durch und schrie ihm seinen Spitznamen in die liebe, faltige, verkniffene Visage hinein. Er lüftete den Hut, ein bisschen verlegen, ratlos, und stotterte: „Verzeihung, ich — äh —“

Ich nannte meinen Namen. Da ging ein Zucken durch seinen ganzen Körper, er warf seine Ruderstangen auseinander und

in den Armen liegen sich beide
und weinen vor Schmerzen und Freude.

„Wo ist denn der Haarmensch?“ fragte ich, als wir uns gesammelt hatten.

„Der leitet das Wohnungsbüreau. Wir marschieren gleich dorthin. Du entschuldigst einen Augenblick — es geht sofort los.“

Musikanten waren da — weiss Gott, die Birkenhäuer! Und ihre gestrickten Wämser hatten sie auch noch an. Sie intonierten einen Marsch, hinter ihnen ordnete sich eine Art Festzug und so in die Stadt hinein.

Als der Baron mich verlassen, um seinen Pflichten als Komiteemitglied zu genügen, hatte sich eine ganze Anzahl junger Leute an mich gedrängt. Die einen hatten sich vorgestellt, die andern mir ohne weiteres die Hände geschüttelt und mir versichert, dass sie sich unbändig freuten, mich wiederzusehen. Lauter „alte Pennäler!“ Ich kannte keinen von den Brüdern mehr. Es waren alles jüngere Semester. Die ganz alten Herren schienen nur spärlich vertreten zu sein. Ich war froh, als ich den Baron wieder erwischt hatte; ich hängte mich an seinen Arm und liess ihn nicht wieder los. Der einzige Mensch, mit dem man sich noch verstehen konnte.

Und dann der Haarmensch. Das Wiedersehen mit ihm war ebenfalls von einer wilden, ans Herz greifenden Innigkeit. Wir drei waren thatsächlich die einzigen aus unserer guten alten Zeit; die übrigen lauter junge Dächse, die in unserer Blüteperiode sich noch in Quinta und Quarta herumgeeselt hatten. Selbstverständlich sassen wir bei der Begrüssungskneipe zusammen und kümmerten

uns auch nicht viel um die anderen. Zuerst kamen die Jahre daran, die wir getrennt verlebt hatten. Sie waren nicht sehr erbaut davon.

„Ach Gott, mit der Theologie ist es auch nichts mehr. Wir sind nun schon bald fünf Jahre Kandidaten und an eine Anstellung ist noch nicht zu denken.“

„Arme Kerle! Und dabei möchtet ihr seelengerne heiraten. Was? — Sagt einmal, was machen denn eigentlich unsere alten Flammen? Emma — wieviel Kinderchen hat sie schon? — He? — Und Lisabetchen — alte Jungfer geblieben, wie? Schade drum! — Nanu, ihr sagt ja gar nichts. Was habt ihr denn?“

Die beiden tauschten einen sonderbaren Blick mit einander, so befremdet, als ob ich sie wer weiss wie auf die Hühneraugen getreten hätte. Und dabei lag noch etwas anderes darin, so eine gewisse wehmütige Verständigung, als ob sie sich sagen wollten: Nun ist der auch so geworden, so — so ganz anders als wir. Ich merkte sofort, dass es einen Riss zwischen uns gegeben hatte. Hier sass ich und drüben sassen sie und drückten sich die Hände, in Gedanken wenigstens. Ich konnte mir nun durchaus nicht erklären, was ich mit meiner Frage verbrochen haben sollte. Aber es war nichts aus ihnen herauszubringen. Nur die Thatsachen vermochte ich festzustellen: Emma ging mit dem dritten, Elisabet aber war noch eine ebenso moralische Jungfrau wie früher. Und

schliesslich schlugen die Wogen der Festfreude über unseren Köpfen zusammen. —

Es war doch noch das alte Nest geblieben, ganz das alte, trotz Eisenbahn und elektrischer Beleuchtung. Denn die hatten sie wirklich. Ziemlich dünn und unzureichend zwar, aber sie war doch vorhanden. Wasserkraft war genug in der Nähe. Der Sparkassenkontrolleur Lendrodt war allerdings nicht mehr am Leben. Er war mir eigentlich immer als der Typus des autochthonen Corbachers erschienen: ein Prachtskerl, gutmütig und lustig wie einer und frei von jedweder Sucht, in die Ferne zu schweifen. Ein einziges Mal war er aus den Mauern seiner Geburtsstadt hinausgekommen, und gleich hatte er eine weite Reise gemacht, nach Köln am Rhein. Als er da auf die grosse Brücke gekommen war, hatte er sich an das Geländer gelehnt, und indem ihm die hellen Thränen über die Backen gelaufen waren, hatte er geschrieen, dass die Passanten stehen geblieben waren: „Und sie sollen ihn auch nicht haben, sie sollen ihn nicht haben!“ — Ja, so war er gewesen, er hatte noch mit dem guten alten Nikolaus Becker gelebt und gefühlt. —

Auch sonst hatte es manche Veränderung gesetzt. In die griechischen Staatspapiere war der Krach gekommen und hatte die Frau Hauptmann ihres Vermögens und ihres märchenhaften Einflusses beraubt; alte Leute waren gestorben, junge Mädchen hatten sich verheiratet und was der Unglücks-

fälle sonst noch waren. Aber es war noch genug geblieben. Die geliebten Pauker waren noch fast vollzählig: der Hinz, der eine griechische Grammatik geschrieben und dafür den Professor eingeheimst hatte; der Henner mit dem gottvollen Römerkopf und der Blechtrompete in der Kehle, und die anderen alle. Kneipen thaten sie auch noch wie früher. Als ich einem der Herren darüber meine Hochachtung bezeugte, sagte er verständnisvoll: „Du lieber Himmel, was will man machen? Sie haben gut reden. Sitzen Sie erst mal zehn Jahre hier fest und ich gebe Ihnen mein Wort: Sie trinken auch am Tage Ihre zwanzig Glas Bier — damit Sie sich nur wieder mal als Mensch fühlen, und wenn's bloss für eine Stunde ist.“ Der Mann war ein Philosoph.

Mit der Auffrischung all der halbverwischten Eindrücke verbrachte ich die Festtage leidlich vergnügt. Störend war mir nur die Zurückhaltung meiner beiden Kumpane, um derentwillen ich eigentlich hergereist. Aber viel Zeit zum Nachdenken blieb ja nicht.

Am dritten Tage war Ball. Ganz wie damals. Ich stand wieder in der Saalthüre des Herrenzimmers und äugte hinaus. Auch unter den Mädchen waren mir die meisten unbekannt. Eine neue Generation war herangewachsen. Emma sass in einer Ecke unter den Lehrerfrauen. Sie hatte sich zu einer imposanten Dame entwickelt, wirklich eine schöne Frau. Einen Augenblick dachte ich

daran, hinzugehen und sie zu begrüßen. Aber dann unterdrückte ich den Gedanken wieder. Ich hatte eine Heidenangst davor, sentimental zu werden. Lisabet, die auch da war, lockte mich nicht einmal für einen Augenblick. Sie sah mir zu spitz und selbstbewusst aus. Ausserdem hatte ich nicht das geringste Bedürfnis zu tanzen. Ich wunderte mich über den Baron und den Haarmenschen, die sich geradezu aufopferten und mit den jüngsten Semestern herumhüpften, dass die Schösse ihrer schwarzen Kandidatenröcke nur so in den Ecken herumflogen. Sie gehörten allerdings auch zum Ausschuss.

Als sich der Schwarm verlaufen hatte, sammelte sich im Herrenzimmer noch eine kleine Schar trunkfester Männer. Eine bezechte Stimmung griff um sich. Einer blies sämtliche Lichter aus, ging hinaus und liess uns in tiefster Finsternis sitzen. Die Zecher kehrten sich nicht daran, sangen, schwatzten und schrieen weiter, als ob das alles ganz natürlich wäre. Nach einiger Zeit kam der Hinausgegangene mit einer grossen staubigen Stalllaterne zurück, in der eine kleine Stearinkerze flackerte. Die stellte er mitten auf den Tisch. Dann brüllte er: „Silentium!“ Und als es nicht gleich still wurde, noch einmal: „Silentium! — Silentium strictissimum! — Silentium triplex!“ Endlich gab's Ruhe. Er hob die Arme wie beschwörend und begann ganz piano zu singen:

„Allah ist gross.“

Die ganze Bande fiel ein, so piano, wie es ihr unter den obwaltenden Umständen möglich war.

„Und Muhamed, und Muhamed,
Das ist sein Prophet —“

und dann wieder von vorne:

„Allah ist gross.“

Beim zweiten Male klang's schon mezzoforte und die Steigerung wurde dadurch unterstützt, dass sich alles von den Plätzen erhob. Der dritte Vers fand die Sänger auf den Stühlen stehend, der vierte scholl von der Höhe des Tisches herunter im tollsten Fortissimo. Dabei hatte jeder sein Glas mit hinaufgenommen. Oben angelangt trank man einen stillen Schluck. Dann ging's ebenso wieder zurück, Stufe für Stufe, und immer mehr abschwellend, bis man wieder auf den Stühlen sass und beim zartesten Pianissimo angelangt war.

Als die Kerle die erbauliche Melodie zu pfeifen anfangen, machte ich die Thüre zum Flur leise hinter mir zu. Ob man den Sinn für Humor verliert da draussen? Oder ob ich nicht genug getrunken hatte? Ich weiss es nicht — ich musste aus der Bude raus.

Ich ging nach der Garderobe. Da hörte ich Stimmen im Büffet, bekannte Stimmen. Schnell trat ich näher — heiliges Bein von Andernach, was sah ich da! Der Baron sass vor dem Schenk-tisch und hatte den Kopf auf die Platte gelegt, mitten in eine Bierlache hinein. Und hinter ihm

stand der Haarmensch, die Hand wie beruhigend, tröstend auf seine Schulter gelegt.

„Aber Kinder, was macht ihr denn hier?“

Der Haarmensch winkte mir mit vorwurfsvollen Mienen ab, der Baron rührte sich nicht.

„Ja, was hat er denn?“

Der Haarmensch machte ein abgründig trauriges trostloses Gesicht und flüsterte mir zu: „Er liebt sie noch.“

„Lisabetchen?“ rief ich.

„St!“ winkte er schon wieder.

„Warum nimmt er sie denn da nicht?“ Unwillkürlich dämpfte ich auch meine Stimme. „Lieber Gott, wenn er's nicht anders haben will!“

„Sie nimmt ihn nicht“, tuschelte der Haarmensch zurück. „Sie will überhaupt nicht heiraten.“

Und dazu nickte er so gottergeben wie einer, der sein offenes Grab vor sich sieht.

„Na und du“ — „Schafskopf“, hätte ich beinahe gesagt.

„Hast du sie gesehen?“ fragte er eifrig.

„Wen?“

„Emma.“

„Ja. Eine schöne Frau ist sie geworden.“

„Nicht wahr?“ flammte er auf. Dann aber legte sich wieder der trostlose Jammerausdruck über seine haarigen Züge und er setzte hinzu: „Nun denk' einmal, wenn das meine Frau wäre oder wenigstens die deinige!“

Ich lachte laut auf.

„Kerls, nun müssen wir aber noch ein vernünftiges Glas zusammen trinken. Ihr seid ja die reinen Thränenweiden. Kommt her! Ich bringe euch die Freude am Dasein wieder bei. Verflucht noch einmal, was ist das für eine Zucht!“

Aber sie wollten nichts davon wissen. Misstrauische, ordentlich feindselige Blicke warfen sie mir zu, als sie ablehnten. Dann verpuppten sie sich und zogen Arm in Arm ab.

Ich war wütend. Und ohne sie noch einmal gesehen zu haben, fuhr ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge von dannen. Unterwegs hab' ich mir die Sache dann überlegt. Es war eigentlich für mich kein Grund vorhanden, wütend zu sein. Die armen Burschen waren das Opfer Corbachs geworden. Lachen Sie nicht, Herrschaften! Es giebt nicht bloss Opfer der Grossstädte, das machen ihnen nur die Berliner Romane weiss; auch die Enge fordert die ihrigen. Nun denken Sie sich! Nachdem meine Freunde das Abiturientenexamen mit Hängen und Würgen bestanden hatten, gingen sie Studierens halber nach Marburg. Marburg ist eine sehr hübsche Stadt und seine Professoren sind wahrscheinlich ebenso gelehrt wie anderswo. Aber es birgt für den ehemaligen Corbacher Pennäler eine entsetzliche Gefahr: es liegt nicht weit genug von Corbach und man trifft zu viele Corbacher da. Neunzig Prozent aller seiner Abiturienten giebt das Kloster an Marburg ab. Da hocken nun die alten Bekannten bei einander, unter andere Leute gehen

sie nicht und führen das Pennälerleben von vorher weiter; nur ein bisschen freier. Meinen Wunder was sie hätten, dass sie Bier trinken dürfen, wo, wann und wieviel sie wollen, dass sie auf der Strasse Cigarren rauchen dürfen und das Kolleg schwänzen können, wann es ihnen beliebt. Und sobald es Ferien giebt — das kommt ja öfter vor —, rutschen sie die paar Kilometer nach Corbach rüber, suchen die alten Feuerstätten auf, sehen die alten Flammen wieder und sind verloren für Zeit und Ewigkeit. Das Nest lässt sie nicht wieder los. — Stumpfsinn! — Es ist ein Jammer um die deutsche Jugend!

Soweit war ich in meiner Betrachtung gekommen, als mein Zug in Kassel einlief.

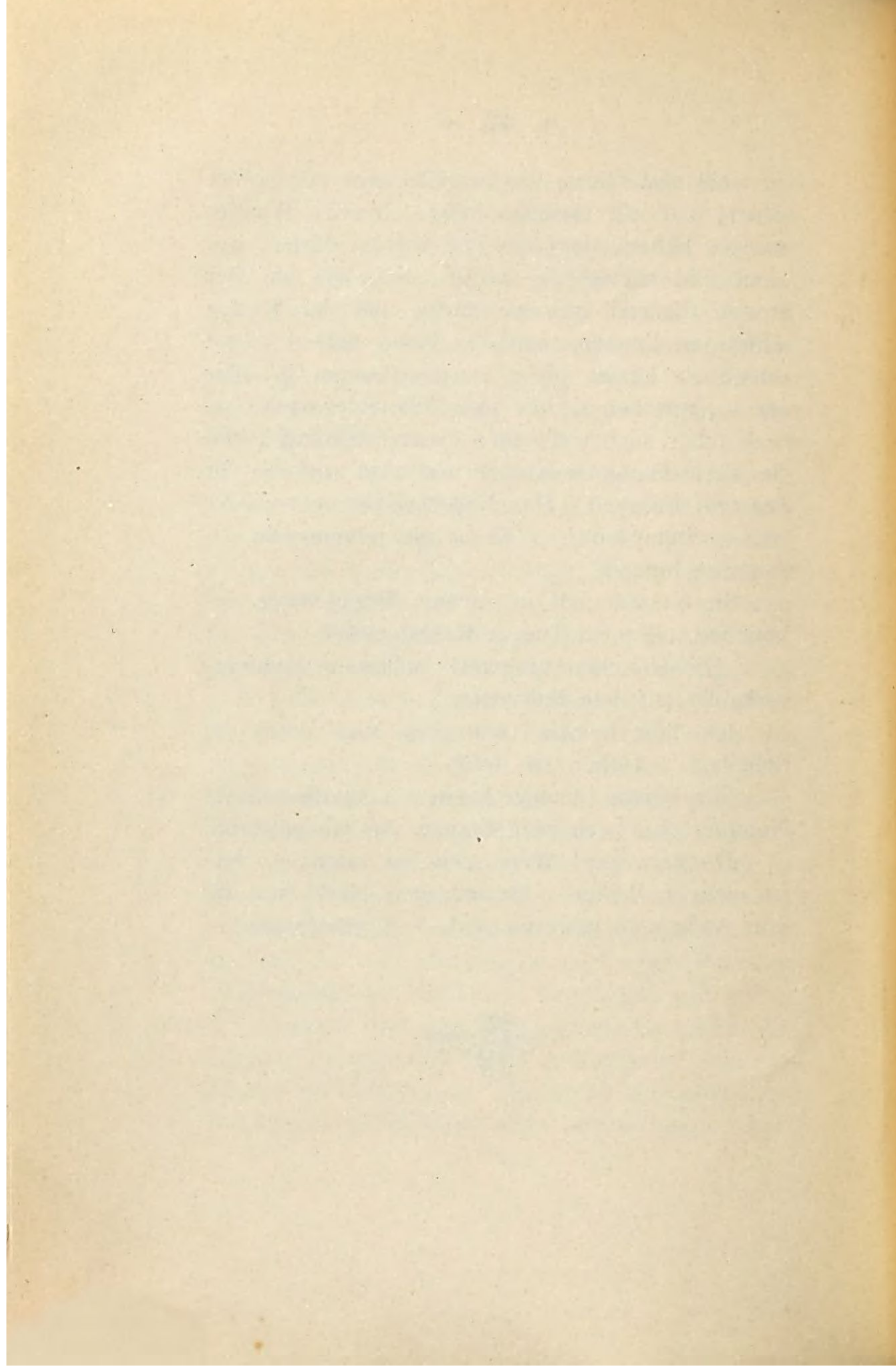
„Die Münchener Jugend!“ schrie ein Zeitungsverkäufer auf dem Bahnsteig.

Ich fuhr beinahe mit dem Kopf durch die Scheiben. „Geben Sie her!“

Für dreissig Pfennige kaufte ich mir die neueste Nummer und nach fünf Minuten war ich getröstet.

Donnerwetter! Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Meinetwegen bleibt, was ihr von Anfang an gewesen seid — Klosterjungen!





Wie ich modern
werden wollte

von

O. EUGEN THOSSAN

Otto Erich Hartleben

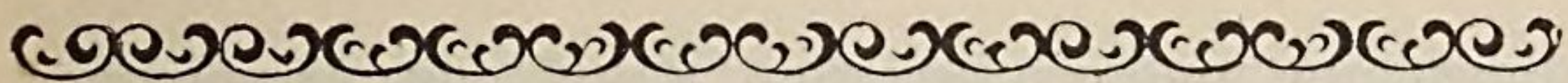
zugeeignet.

Wise for modern
women write

THE NEW YORK

THE NEW YORK

THE NEW YORK



I.

Ich lache gern. Über die dümmsten Sachen kann ich mich königlich freuen. Was hab' ich mich damals amüsiert, als meine gute, alte Tante Natalie eine halbe Stunde verzweifelt umherrannte und das ganze Haus auf den Kopf stellte, um ihre Brille zu suchen — und hatte sie auf der Nase. Oder ein andermal, als meine Schwester Fanny mit der Lampe unter den Tisch kroch und sich dabei die Ponnylocken verbrannte, um ihres verschwundenen Fingerhuts wieder habhaft zu werden — und der sass ganz pflichtgemäss auf seinem Posten, auf ihrem Mittelfinger. Das beste Stück der Art aber habe ich in Prima erlebt. Unser Direktor war ein harter Mann und hielt mit unnachsichtlicher Strenge darauf, dass wir jederzeit die achthundert lateinischen Phrasen im Kopfe hatten, die sich jeder neugebackene Primaner fein säuberlich in ein Oktavbüchlein abschreiben musste. Mit diesen Phrasen lebte einer unserer Klassenkameraden, der kleine Höpper, auf einem sehr gespannten Fusse. Er hatte

überhaupt einen schwachen Kopf zum Auswendiglernen. Dafür besass er aber andere höchst schätzenswerte Talente. Er schrieb ab über drei Bänke weg, wenn es not that. Und was noch mehr wert war, er las Geschriebenes und Gedrucktes gerade so fließend von vorn wie von hinten, von oben wie von unten; ob man ihm ein Buch richtig oder verkehrt vor die Nase hielt, das blieb sich für ihn ganz gleich — er las. Trotz dieser märchenhaften Fähigkeiten ist er niemals aus der untersten Bank herausgekommen. Und das war ihm gerade recht so. Er hatte seine Gründe dafür. Eines Tages ergriff der Direktor wieder einmal sein Phrasenbüchlein, pflanzte sich dicht vor ihm auf und fing an, ihm die duftenden Blüten ciceronianischer Schwatzhaftigkeit abzufragen. Nach jeder Frage reckte der kleine Höpper ein wenig den Hals, warf einen Blick in das Heft, das der ahnungslose Direktor vor seinem Bauche hielt, und gab dann seine Antwort mit einer Sicherheit und Bestimmtheit ab, dass der grimmige Pädagoge, der seines Opfers schon gewiss gewesen war, ganz verblüfft aufschaute und den kleinen Höpper mit seinen durchdringendsten Forscheraugen mass. Der aber machte ein so ausgesprochenes Schafsgesicht, dass jeder Argwohn schwinden musste. Und so spielte der gerissene Junge unter dem heimlichen Jubel der Klasse seine Komödie weiter, bis der Direktor, an dem erwarteten Erfolg seiner Musterung verzweifelnd, den ungleichen Kampf aufgab.

Es ist zu spasshaft, jemand im Dunkeln tappen zu sehen, während man selber sich im hellen Lichte der Wissenschaft sonnt. Etwas anderes ist es, wenn man entdeckt, dass man selber getappt ist. Dann braucht man manchmal eine gute Portion Humor, um die Laune nicht zu verlieren. Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich über meine Geschichte habe lachen lernen. —

Meine Gymnasialzeit war zu Ende und es galt, unter Deutschlands hohen Schulen eine Wahl zu treffen. Da mein Alter mir volle Freiheit liess, so entschied ich mich für Leipzig, in dem dunklen Gefühle, dass ich mich dort in einem Mittelpunkt litterarischen Lebens befinden würde. Ich wusste allerdings nicht, dass es auch damit seit Lessings Zeiten anders geworden war. In den ersten Wochen merkte ich denn auch herzlich wenig von dem Geruch der Genialität, mit dem ich mir die freundliche Lindenstadt gesättigt gedacht hatte. Aber es gab doch so viel neues um mich herum, dass ich anfangs nicht recht zum Bewusstsein meiner Enttäuschung kam. Da waren vor allen Dingen zwei Studenten, die meine Neugier einen ganzen Monat lang beschäftigten. Sie waren Zwillingsbrüder, Valentin hiessen sie und wohnten Wand an Wand mit mir. Ich hatte sie auf der Treppe getroffen, und da ich keine Menschenseele hatte, mich schleunigst an sie angeschlossen. Sie schienen das auch nicht ungern zu sehen. — Es waren drollige Käuze. Von Hause bezogen sie zu ihrem Unterhalt keinen Pfennig;

der Geldbriefträger war ihnen eine Legende. Trotzdem studierten sie die Rechte und lebten alle Tage herrlich und in Freuden; tranken aller studentischen Sitte zuwider regelmässig des Nachmittags Kaffee und zwar nie ohne feines Backwerk aus der Konditorei, gingen beinahe mit Eleganz gekleidet und verachteten alles Lagerbier zu Gunsten des echten Münchener. Ihre Existenz hätte unter diesen Umständen ein interessantes Rätsel sein können, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, ihre Geldquellen zu verbergen. Das kam ihnen aber gar nicht in den Sinn. Das erste Buch, das mir in ihrer Wohnung in die Hände fiel, war eine ziemlich umfangreiche Broschüre, enthaltend die sämtlichen an der Universität Leipzig zu vergebenen Stipendien, Freitische und was dem ähnlich ist. Dieses Verzeichnis lag stets aufgeschlagen auf dem Tische, und da die Blätter mit handschriftlichen Notizen und Zusätzen in roter, blauer, grüner und violetter Tinte übersät waren, so glaubte man von ferne zuerst ein Journal mit bunten Illustrationen vor sich zu haben. Mit Hilfe dieses nützlichen Buches machten die beiden Burschen nun Jagd auf jede Unterstützung, die frei wurde. Sie wussten von jedem Freitisch, wie nahrhaft er beschaffen war, von jedem Stipendium, was es pro Semester trug; sie kannten nicht nur die amtlichen Stellen, die die Unterstützungen zu vergeben hatten, sondern auch die Privatpersonen, deren Empfehlung von Vorteil war; sie hatten Erkundigungen einge-

zogen über die derzeitigen Inhaber aller Stipendien und wussten, wann sie derselben wieder verlustig gehen würden; sie waren auf das genaueste unterrichtet über die Bedingungen, die in jedem einzelnen Fall zu erfüllen waren, und waren gerüstet, allen Anforderungen zu genügen. Weil hier und da die Abhaltung einer lateinischen Rede verlangt wurde, so hatten sie sich eine kleine aber auserlesene Sammlung von erprobten Orationes angelegt, durch deren geschickte Kombination sich jedes Thema bewältigen liess. Sie besaßen einen schwarzen Frack, der beiden Brüdern passte und jederzeit bereit war, in jedes beliebige Examen zu steigen. Und mit derselben Kaltblütigkeit unterzogen sich die Besitzer des wackeren Kleidungsstücks selbst aller Prüfungen, die die Stifter von Stipendien vor den Genuss ihrer Wohlthaten gesetzt hatten. Kurzum, die Brüder Valentin waren Virtuosen im „Schinden“.

Durch diese Leute habe ich das erste Wort von der modernen Litteratur gehört. Man schrieb das Jahr 1886. Die Revolution der barhäuptigen Jungen gegen die lorbeergeschmückten Alten fing an, weitere Kreise zu ziehen und die Herzen aller Gutgesinnten mit Abscheu und Empörung zu füllen. Die Brüder Valentin waren darin einig, dass es das beste wäre, jeden dieser randalierenden grossmäuligen dummen Jungen ohne weiteres ein halbes Jahr bei Wasser und Brot einzusperren; oder vielleicht noch besser, ihnen eine tüchtige Tracht Prügel

zu verabreichen und damit ein für allemal den Geschmack an der Revolution, und wäre es auch nur in der Litteratur, zu verleiden. Ich habe von den guten Burschen später nichts mehr gehört und kann nicht sagen, was aus ihnen geworden ist. Aber ich bin überzeugt, dass sie sich mit der Zeit zu recht tüchtigen Staatsanwälten auswachsen werden.

Auf mich machten ihre Reden einen merkwürdigen Eindruck. Ich weiss nicht, ob die verbrecherischen Instinkte in mir so mächtig sind; aber das weiss ich ganz genau, dass mich sofort eine gewaltige Neugier erfasste, die neue Kunst kennen zu lernen. Und obgleich mir niemand etwas genaueres darüber zu sagen vermochte, merkte ich doch bald, dass ich anfang, im geheimen mit diesen aufrührerischen Bestrebungen zu sympathisieren. Das Gemunkel von einem neuen Sturm und Drang, von einer Empörung der namenlosen Zwanzigjährigen gegen die beglaubigte Hierarchie der grossen Namen, das war Musik in meinen Ohren. Ich war auch ein Zwanzigjähriger. Seit meiner Kindheit hatte kein Wortwieder den märchenhaften Zauberklang für mich gehabt, wie jetzt das Wörtlein „modern“. Es umschloss mir eine ganze Welt voll unbekannter geheimnisvoller und darum um so köstlicherer Reize. Ich sah darüber hinweg wie über eine weisse glänzende Gartenmauer in einen verschlossenen Park. Das Ungewisse, Rätselhafte stand da wie ein Wall hoher dichtbelaubter Bäume; dahinter aber klangen Stimmen, lustige

und traurige, Musik, tolle, wilde, entzückende Musik und das ganz unbeschreibliche Summen eines neuen sich regenden Lebens, von dem ich mir noch keine Vorstellung machen konnte, von dem ich aber im voraus überzeugt war, dass es herrlich sein musste, so herrlich, dass ich es um jeden Preis mitleben wollte. Und ich beschloss, ein moderner Dichter zu werden.

Das war indes schneller beschlossen als ausgeführt.

In dieser Zeit fand ich meinen unvergesslichen Freund Ernst Hänitsch und damit wurde zugleich der Traum meiner Sehnsucht erfüllt: ich kam in einen litterarischen Kreis. Ernst Hänitsch war der Mittelpunkt. Es währte nicht lange, so verehrte ich ihn ebenso wie alle andern; obgleich seine „Richtung“ der meinigen geradewegs entgegengesetzt war. Er war sich bewusst, ein Epigone zu sein. Die Geschichte der Poesie war für ihn mit den Klassikern zu Ende. Er dichtete in Sonetten, Terzinen und Trioletten, und ein Drama, das nicht in fünffüssigen Jamben abgefasst war, verdiente ihm diesen Namen nicht. Aber dieser halb stolze, halb schmerzliche Verzicht auf jeden Fortschritt stand ihm so wohl zu Gesicht. Zu diesem von weichen braunen Locken umflossenen Christuskopf, dessen edle Milde nur dadurch etwas beeinträchtigt wurde, dass die schmalen Backen zumeist nicht rasiert waren, denn er war arm. Es war nicht die lustige Studentenarmut, von der die Humoresken

so viel zu erzählen wissen; es war eine wirkliche, nichts weniger als angenehme, zuweilen bittere Armut. Ich weiss ganz gewiss, dass er oft acht Tage lang von Kaffee und dem Inhalt der Fresskiste lebte, die seine Eltern ihm aus ihrem schlesischen Dorfe schickten. Wer jeden Mittag ein warmes Mahl auf seinem Tisch zu haben gewohnt ist, wird sich allerdings von der Entbehrung, die darin liegt, kaum eine Vorstellung machen können.

Dann war da Richard Wolf, ein bildhübscher Junge, schlank und doch kräftig, mit fast zu scharf geschnittenen Zügen, schwarzem Haar und dunkelglänzenden Augen. Eine Natur von unermüdlicher Beweglichkeit, manchmal geradezu beängstigend in ihrer quecksilbernen Unruhe. Er war ein Naiver. Alles, was wir Richtung, Standpunkt oder Prinzipien nannten, war ihm total schnuppe. Er dichtete drauf los. In acht Tagen ein fünfaktiges Schauspiel zu konzipieren, auszuführen und sauber abzuschreiben war ihm eine Kleinigkeit. Dazu kamen noch verschiedene Geister von allerlei Schattierungen, Lyriker in Dur und Moll, Dramatiker in Versen und Prosa, Novellisten und Humoristen. Und alle schrieben sie, mit einer unheimlichen Rührigkeit, mit einer grimmigen Produktionswut. Dazwischen kam ich mir vor wie ein lahmer Seiltänzer. Ich schrieb nichts, denn ich wusste nicht, was? ich war mit nichts zufrieden und wusste nicht, warum? ich ging umher und suchte, suchte das Moderne und konnte es nicht finden. Ich kam nicht hinüber

über die weisse Mauer. Es war, als ob sie immer weiter vor mir zurückwiche, wenn ich darauf los ging. Ich nahm hundert Anläufe, kniff herzhafte die Augen zu und sprang ins Dunkle. Aber wenn ich aufschaute, fand ich mich immer wieder auf bekanntem Boden. Es war schier zum Ver zweifeln.

Als ich Ernst Hänitsch meine Qualen anvertraute, schüttelte er den Kopf, nicht hochmütig und nicht mitleidig, nur ratlos. Er konnte mir nicht helfen, denn er glaubte nicht an die Welt, die ich suchte. Er sah die weisse Mauer nicht, hörte die Stimmen nicht, die mir dahinter klangen, er war nur gewohnt, rückwärts zu schauen. Und wenn er seine Augen einmal vorwärts richtete, in die Zukunft hinein, dann erschien sie ihm wie eine leicht geneigte schiefe Ebene, auf der die dichtende Menschheit langsam hinabglitt, dem Abgrund vollkommener Bedeutungslosigkeit zu.

Ich warb Genossen unter den übrigen, und halb aus Neugier, halb aus schnödem Ulk kamen sie mit mir auf die Suche. Wir kletterten die unzähligen Stufen des Stadttheaters hinauf bis zum „Topp“, sassen manchen langen Abend in sinnloser Glut, und wenn wir hinunterstiegen, waren wir so klug wie vorher.

Was uns von Werken der Jüngsten in die Hände fiel, wurde verschlungen. Es war herzlich wenig, was wir auftrieben; aber es liess in mir auch nicht das Verlangen nach mehr aufkommen. Ich

hatte die Idee, dass es einen Stoff geben müsse, der das moderne Leben in seiner Gesamtheit umfasse, den modernen Stoff schlechthin. Und der musste meiner Ansicht nach doch noch gefunden werden.

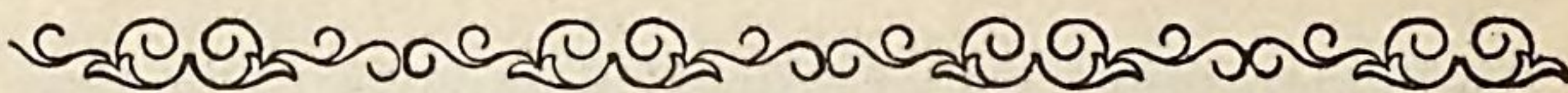
Wir versuchten es wieder auf eine andere Art. Wir gingen „hinaus und rasten, ganze Tage und Nächte“, wie es Ibsen so schön ausdrückt. Aber wenn ich zum Schluss das Fazit der Raserei zog, bestand der Gewinn lediglich in einem dicken Kopf und einem dünnen Portemonnaie.

Wir hätten noch einen Weg einschlagen können, unseren Wissensdurst zu befriedigen. Es gab damals in Leipzig eine ganze Anzahl der Jüngsten, die sich Studierens halber dort aufhielten. Hermann Conradi wurde uns auf dem Kollegienhof gezeigt. Er trug einen zerdrückten Kalabreser auf dem roten Kopf und sah finster und gewaltthätig aus. „Blutig“ sagte Richard Wolf, der viel in starken Ausdrücken machte. Dagegen machte Otto Erich Hartleben schon einen viel vertrauenerweckenderen Eindruck, und noch harmloser erschienen uns ein paar andere, auf die ich mich nicht mehr recht besinnen kann. Wir hätten sie fragen können. Die Möglichkeit war ja immerhin vorhanden, dass sie mehr gewusst hätten als wir. Was uns abhielt, war teils ein Gefühl der Scheu, so dumm und belehrungsbedürftig zu erscheinen, teils aber auch und vielleicht hauptsächlich der brennende Ehrgeiz, der uns beseelte. Wir wollten selber die

Pfadfinder sein, selber die Kolumbusse, die das neue Land der Poesie entdeckten. So liessen wir's bleiben.

Und suchten weiter. Es war herzzerreissend, dieses qualvolle Ringen um das Unbekannte, Unfassbare. Und wenn nicht zur rechten Zeit die grossen Ferien dazwischen gekommen wären — wer weiss, was draus geworden wäre.





II.

Es war noch nicht sehr tief in das Wintersemester hinein, als ich eines Tages von der Universitätsstrasse aus den Kollegienhof betrat und alsbald dicht vor mir meinen alten Freund Karl Stripp erblickte. Die Kollegienmappe im Arm wanderte er so ruhig auf und ab, als ob es ganz selbstverständlich wäre, dass er da mit einem Male in Leipzig herumwimmelte. Trotzdem zweifelte ich noch. Ich ging im weiten Bogen um ihn herum und beäugte ihn von allen Seiten. Er war es wirklich.

„Stripp! Mensch! Was machst du denn hier?“ schrie ich ihn an.

„Ich studiere jum,“ antwortete er kaltblütig.

Wir waren in Tertia und Sekunda intime Freunde gewesen, bis er aus Gründen des schnelleren Fortkommens die fürstliche Landesschule zu Corbach verliess und nach Rinteln übersiedelte.

Übrigens war er der alte vergnügte Bengel geblieben. Er war sofort dabei, als ich den Vor-

schlag machte, zur Feier unseres Wiedersehens das Kolleg schwimmen zu lassen und in der Grossen Feuerkugel einen solennen Frühschoppen zu genehmigen. Nachher assen wir gemeinsam zu Mittag, und als das vorbei war, lud er mich ein, in seiner Wohnung eine Tasse Kaffee zu trinken. Das mache er jeden Nachmittag so.

„Du bist ja ein richtiger Schlemmer,“ konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. „Hast du auch Stipendien?“

„Nee“, lachte er. „Den Nachmittagskaffee giebt mir meine Wirtin gratis.“

„Das muss ja ein Ausbund sein!“

„Darin ist sie sehr nett,“ schmunzelte er.

Als wir vor seiner Korridorthüre anlangten, schloss er auf und liess mich vorausgehen.

„Geradeaus, bitte!“

Ich öffnete.

Bei meinem Eintritt erhob sich aus dem Sopha hinter dem weissgedeckten Tisch ein schlankes junges Mädchen, das sich da ganz häuslich niedergelassen hatte, wie die Stickerei in ihren Händen und der vor ihr stehende Arbeitskorb bewiesen.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ stotterte sie. „Ich hatte mich da nur — so ein bisschen hingestellt.“ Und damit wollte sie an mir vorbei zur Thüre hinaus.

„Gott bewahre!“ rief Stripp, der nun hinter mir eintrat, und hielt sie an beiden Armen fest. „Sie wollten doch mit mir Kaffee trinken.“

Es standen wirklich zwei Tassen auf dem Tisch.

„Ja, aber wenn Sie Besuch haben — da störe ich doch.“

„Nicht im geringsten,“ beeilte ich mich zu versichern.

„Wirklich nicht?“ sagte sie vergnügt. „Dann will ich nur schnell noch eine Tasse holen.“

Das that sie denn auch, eine Kanne brachte sie ebenfalls mit, und nun nahm ein sehr lustiger Kaffeeklatsch zu dreien seinen Anfang. —

„Dichtest du eigentlich noch?“ fragte Stripp mit einem Male.

„Ja —,“ gab ich etwas verwirrt zur Antwort, „das heisst — nein.“

„Das ist ja reizend!“ meinte Fräulein Lisbet.

„Was denn?“ fragte ich ganz betroffen.

„Dass Sie dichten.“

„Aber ich thu's ja gar nicht.“

„Das sagen alle Dichter.“

„Ach! Das ist ja merkwürdig. Ich würde aber wirklich nicht so bescheiden sein, wenn — wenn ich Grund hätte — ich möchte nämlich wohl — aber — die Sache ist nämlich die: mir fehlt etwas.“

Ich muss wohl ein sehr schmerzliches Gesicht dazu gemacht haben. Denn Fräulein Lisbet fragte teilnehmend: „Was fehlt Ihnen denn?“

„Der Stoff — der Stoff!“ rief ich.

Fräulein Lisbet warf Stripp einen sonderbaren

Blick zu, einen geheimnisvoll lächelnden Blick, der zugleich Mitleid mit mir und eine geheime Freude umschloss, als ob sie sagen wollte: „Na, wenn wir beide Dichter wären, uns würde es nicht an Stoff fehlen.“

Und Stripp nickte ihr mit demselben verständnisvollen Blick zu.

Ich setzte mich in Positur, um ihnen die verborgenen Tiefen meines Herzens aufzuschliessen. Aber Stripp, der nicht sonderlich litterarisch veranlagt war, lenkte das Gespräch schleunigst in andere Bahnen.

Wir sprachen nun von allerlei Dingen, die ich wieder vergessen habe. Es ist auch wahrscheinlich nicht schade darum. Das einzig bemerkenswerte an unserer Unterhaltung war vielleicht noch das, dass Stripp sich zu verschiedenen Malen versprach und Fräulein Lisbet schlankweg mit „du“ anredete. Er verbesserte sich aber jedesmal wieder mit grossem Eifer.

So war's allmählich Abend geworden. Plötzlich erhob sich ein gewaltiges Rasseln draussen am Korridorverschluss, es wurde geöffnet, schwere Tritte klangen und man hörte, dass ein Mensch in die Nebestube trat, deren Thüre er hinter sich wuchtig ins Schloss warf. Fräulein Lisbet stand auf, und indem sich eine gewisse Ängstlichkeit auf ihren Mienen bemerkbar machte, sagte sie: „Herr Blecher ist gekommen.“

„Deswegen brauchen Sie doch nicht gleich wegzulaufen,“ knurrte Stripp ärgerlich.

Sie warf ihm einen begütigenden Blick zu. „Er wird sein Abendbrot haben wollen.“ —

„Was ist denn das für ein Knabe?“ fragte ich, als sie draussen war.

„Ein Studiosus der Landwirtschaft,“ antwortete Stripp und bemühte sich, in diese Bezeichnung so viel Ironie zu legen, als nur hinein-gehen wollte.

„Ein bisschen Nebenbuhler, was?“

„Er poussiert sie auf eine ganz unverschämte Weise. Weisst du, wie die Kerle sind. So eine Liebe in Wasserstiefeln.“

Wir sassen noch eine halbe Stunde, und da Fräulein Lisbet nicht wieder kam, schlug ich meinem Freund vor, noch ein wenig auszugehen. Er war's zufrieden.

Als wir in den Korridor traten, kam Fräulein Lisbet aus einer anderen Thüre herausgeschlüpft. Stripp drängte sie in eine Ecke und flüsterte lebhaft auf sie ein. Ich verstand nur das eine Wort „Schollentreter“. Darauf kicherte sie leise, er fasste sie um die Taille und ich drehte ihnen diskret den Rücken zu. Dass ich einen leichten Schmatz hörte, konnte ich indes nicht verhindern.

Nun bummelten wir durch die Stadt.

„Nettes Mädel, was?“ fragte Stripp nach einer Weile.

„Hm!“ stimmte ich zu.

„Ein Prachtskerl!“ Er geriet ordentlich ins Feuer.

„Du bist verliebt.“

„Ja,“ gestand er ohne Zögern.

„Hoffentlich nicht ernstlich?“

„Ach nein,“ machte er blasiert. „Das hat doch wirklich keinen Zweck. Ich bin im dritten Semester, ausserdem Jurist — da kann man doch noch nicht daran denken. Nicht wahr?“

„Nee,“ sagte ich aus Herzensgrund. „Abgesehen davon — sie ist doch schliesslich auch nicht das Mädchen danach, dass unsereiner sich an sie hängen könnte. Wenn die Mutter Zimmervermieterin ist —“ Ich zuckte die Achseln. Ich war damals noch schmählich hochmütig.

Stripp wurde lebhaft. „Das will ich nun nicht sagen,“ rief er. „Daran würde ich mich nicht stossen. Ganz gewiss nicht.“

„Aber sag’ mal aufrichtig: du würdest so ein Mädchen doch nicht heiraten?“

„Weshalb denn nicht? Wenn ich so weit wäre. Solche kleinlichen Vorurteile kenne ich nicht.“

Ich schwieg wohlweislich. Was soll man dazu sagen? Und er schwieg nun auch, weil er sich gekränkt fühlte. So gingen wir eine Zeitlang stumm neben einander hin.

Ich wollte ihn wieder versöhnen. „Du bist übrigens schon weit mit ihr gekommen,“ sagte ich lächelnd, in dem Ton, als ob ich ihm eine

Schmeichelei über seine Fähigkeiten als Don Juan zukommen lassen wollte.

Aber ich hatte es wieder verkehrt angefangen. „Schon?“ rief er beleidigt. „Aber hör’ einmal, das klingt recht sonderbar. Ich wohne doch schon vier Wochen dort.“

„Ach so!“ sagte ich kleinlaut. „Na ja, das wusste ich ja nicht.“

Als wir dann beim Bier sassen, kamen wir natürlich bald auf das Thema zurück.

„Wie ist denn das nun mit dem Landwirtschaftler?“ fragte ich.

„Gott,“ antwortete er, „das Mädcl mag ihn ja nicht. So weit ist alles gut. Nur die Alte, ich glaube, die hätte ihn seelengerne zum Schwiegersohn. Sie geht ihm verflucht um den Bart.“

„Hm!“

„Gewiss, die Idee ist ja auch nicht so übel. Er macht nach Weihnachten sein Examen und nimmt dann eine Stelle an, an einer Ackerbauschule, so viel ich weiss. Darauf kann er ja heiraten.“

„Ja, ja.“

Stripp sass da und schaute trübsinnig vor sich hin, ein paar Minuten lang. Dann richtete er sich empor, atmete tief auf und sagte erleichtert: „Aber das Mädcl nimmt ihn nicht. Das steht bombenfest. — Prost! Wir wollen noch einen trinken.“

Von da an war er sehr lustig.

Als ich später allein nach Hause ging, liess ich mir die Erlebnisse des Tages noch einmal durch den Kopf gehen.

So eine Dummheit! Der Mensch wäre imstande, sich in allem Ernst an das Mädel zu binden. Verliebt ist er bis über die Ohren; und wenn sie hinterher doch den Schollentreter nimmt, dann ist der Teufel los. — Mir kann's übrigens egal sein. Was geht mich überhaupt die ganze Geschichte an? Ich habe wichtigeres zu thun. Herrgott, wenn ich doch erst wüsste —“

Ich fing wieder an, mich in meine Qual hineinzuwühlen. „Modern, modern!“ summte es mir immer durchs Gehirn. „Was ist modern?“

So kam ich auf meiner Bude an. Die beiden Valentin nebenan waren noch wach.

„Der wird eingesperrt!“ rief der eine mit lauter Stimme.

Ich schrak ordentlich zusammen. Wer denn? Einer von den Modernen?

„Mensch, bedenke doch!“ fuhr der drüben fort. „Dreimal in der Woche. Das macht pro Mittag 75 Pfennige Ersparnis, und Bier braucht man da auch nicht zu trinken. Den müssen wir kriegen.“

Sie meinten irgend einen Freitisch, den sie auf dem Kiker hatten.

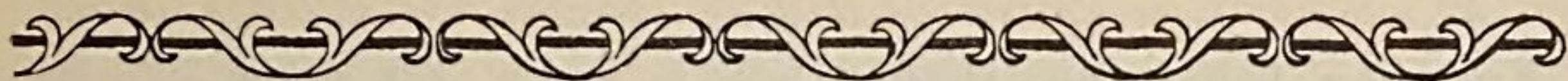
„Ja,“ hörte ich nun den anderen Bruder, „das ist ja alles ganz schön und gut. Aber

eine Prüfung im Kirchenrecht, die ist nicht so ohne.“

„Na, wenn du keine Courage hast, steig' ich hinein,“ sagte der erste wieder. „Dann wasch' du wenigstens die weissen Handschuhe!“

Ich legte mich beruhigt ins Bett.





III.

Meine Stellung im litterarischen Kreis war erschüttert.

Weil ich nämlich selbst nichts leistete, wurde ich aggressiv gegen die andern, die etwas zustande brachten. Ich bildete mich zu einem Kritiker von vernichtender Schärfe aus. Richard Wolf war so leichtsinnig gewesen, mir ein vieraktiges Schauspiel zur Lektüre und Begutachtung anzuvertrauen. Der Stoff war dem Leben der höheren Aristokratie entnommen, von dem er keinen Dunst hatte; die Sprache eine Prosa, in der gesuchte Geistreichigkeit und Trivialität abwechselten, und die zum Überflus noch mit grotesken Derbheiten nach der Art Shakespeares und Grabbes aufgeputzt war. Deutlich entsinne ich mich nur noch einer Stelle, die aber bezeichnend für das ganze Stück war. Ein vornehmer junger Herr von ziemlich schuftigem Charakter band irgend einem anderen Menschen eine faustdicke Lüge auf. Sein ehrlicher Diener, der währenddessen im

Zimmer herumhantierte, räusperte sich dabei vernehmlich.

„Was hat er denn?“ fragte der Angelogene.

„Seine Ehrlichkeit stösst ihm auf,“ entgegnete der vornehme junge Herr. —

Ich liess kein gutes Haar an dem Opus. Ich zerpfückte alles, die Handlung, den Aufbau, die Charaktere, die Sprache, bis zuletzt nur noch eine mit entblösten Dummheiten bedeckte Walstatt übrig blieb. Ich war so rücksichtslos in meiner Vernichtungswut, dass selbst Ernst Hänitsch sich veranlasst sah, mir in ernstem Tone meine Überhebung vorzuhalten. „Deine Auslassungen gehen weit über die Grenzen einer zulässigen Kritik hinaus,“ sagte er. „Und dabei bist du noch nicht einmal im Recht. Das Stück hat sogar viele Schönheiten.“ Diese verständige Rede unseres Matadors war für die übrigen das Signal, über mich herzufallen. Was ich mir eigentlich herausnähme? Ich hätte ja gar kein Recht zu einer solchen Kritik. Ein Mensch, der selber nichts produziere, könne gar nicht mitreden. Ich solle doch erst selber mal was machen und den Beweis erbringen, dass ich es besser verstünde, und so weiter. Der einzige, der sich nicht über mich entrüstete, war Richard Wolf selbst. Er sass mitten unter dem lärmenden Haufen, stützte den Kopf in beide Hände und hatte als Entgegnung auf meine unerhörten Angriffe nur das düstere Wort, mit dem er uns früher wohl manchmal geängstigt, das aber nun durch die häufige

Wiederholung seine Schrecken eingeübt hatte: „Wenn ich bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre nichts herausgebracht habe,“ sagte er, „dann erschieße ich mich.“

Mich versetzte das Vorkommnis in eine nicht weniger unglückliche Stimmung. Ich konnte meinen Widersachern nicht Recht geben, aber ich fühlte doch auch, dass der Vorwurf der Unproduktivität gravierend war für einen Menschen, der ein Dichter sein wollte. In dem Zwiespalt meiner Gefühle that ich, was man in derartigen Fällen immer zu thun pflegt, ich zog mich einigermaßen von den Leuten zurück, die mich um den Frieden meiner Seele gebracht.

Um die Zeit totzuschlagen, die dadurch frei wurde, und um mein Gewissen zu betäuben, fing ich an, mich viel in allerlei Kneipen umherzutreiben. Und einen treuen Genossen in dieser löblichen Beschäftigung fand ich an meinem Freunde Stripp. Er war ebenso verstimmt wie ich. Der Schollentreter machte bedenkliche Fortschritte, wenigstens bei der Alten.

„Es ist geradezu niederträchtig,“ sagte Stripp, „wie die Alte das Mädchel quält. Jeden Tag bindet sie sich das arme Wurm vor und predigt auf sie ein. Dass das mit mir ja doch zu nichts führen könne, das sei eine ganz aussichtslose Poussiererei. Blecher dagegen habe nicht nur die reellsten Absichten, sondern wenn er sein Examen gemacht habe, könne er auch eine Frau ernähren, fein er-

nähren. Und in der Tonart weiter. Lisbet erzählt mir natürlich alles wieder. Das arme Kind thut mir wirklich in der Seele leid. Du müsstest nur manchmal hören, wie sie weint und sich beklagt. Und ich kann ihr doch nicht helfen. Was soll ich denn machen?“

Einmal erteilte ich ihm den Rat, er solle sie einfach freigeben. Da kam ich aber schön an. Was ich wohl von dem Mädels dachte! Sie hätte ihn lieb, und nun, nachdem er es so weit getrieben, sollte er sie wieder abstossen? Das wäre ja geradezu gemein! Nachher habe ich ihm keinen Rat mehr gegeben. Ich liess ihn ruhig ausreden, und wenn er fertig war, fing ich mit meinem Thema an. Das musste er nun auch über sich ergehen lassen, ob es ihn interessierte oder nicht. Er that es auch ganz geduldig, damit ich mich nachher nicht weigern konnte, wieder sein Lamento anzuhören. Und so klagten wir uns wechselweise unsere Not vor. Es war sehr amüsant.

Ich ging auch wieder mal mit zum Nachmittagskaffee. Stripps Zimmer war leer, als wir ankamen, und es dauerte ziemlich lange, bis Lisbet erschien. Endlich hörten wir einen halblauten Wortwechsel auf dem Korridor, und gleich darauf trat sie ein, hochrot im Gesicht und sehr erregt.

„Was war denn los?“ fragte Stripp.

„Ich sollte nicht hereinkommen,“ antwortete sie mit einer trotzigsten Geste nach der Thür. „Als ob ich mir das verbieten liesse!“

Sie hatte sich ohne Umstände im Sopha niedergelassen und fasste Stripps Hand. „Nicht wahr, mein Karl,“ sagte sie, „das wäre noch schöner.“ Und ihre Augen strömten dabei eine so warme Zärtlichkeit über meinen Freund aus, dass ich, den die Sache doch gar nichts anging, ordentlich verlegen wurde. Ich beschäftigte mich so lange angelegentlich mit meiner Kaffeetasse, bis der Druck ihrer Hände sich löste und ein halbwegs verständiges Gespräch in Fluss kam.

Die Verständigkeit hielt aber nicht lange vor. Die Händedrücke und die zärtlichen Blicke wiederholten sich, einmal sprang sie sogar auf und gab ihm schlankweg einen Kuss auf den Mund, und zuletzt sass sie ganz mopsfidel auf seinem Schoß. Sie genierten sich gar nicht mehr vor mir. Das fand ich rührend.

Am nächsten Tage war Stripp trotzdem gar nicht heiter. Ich war selbst schlechter Laune, aus den bekannten Gründen, und fand daher seine ärgerliche Stimmung unerträglich.

„Was hast du denn nur?“ schnauzte ich ihn an. „Das Mädchen liebt dich aufrichtig, das ist sonnenklar. Was willst du also noch mehr?“

Er verzog schmerzlich das Gesicht. „Wenn ich nur etwas thun könnte, um sie aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien!“

„Ach was, darüber lass' dir keine grauen Haare wachsen! Was ein tüchtiges Mädel ist, die frisst sich da allein durch.“

Aber es gelang mir nicht, ihn seinem Trübsinn zu entreissen. In sehr gedrückter Seelenverfassung erreichten wir das „Weltkaffee Zanzibar“. Die Bude war fast leer. Nur in der Balkonnische nach der Strasse hinaus sassen ein paar Herren.

Plötzlich sagte Stripp: „Du, da sitzt ein alter Bekannter von mir. Wollen wir uns ein bisschen ransetzen?“

„Wer ist es denn?“ In dem düsteren Lokal blendete das bisschen Tageslicht, das durch die Fenster der Nische fiel, derart, dass ich noch niemanden erkannt hatte.

„Ach, Hartleben ist es.“

„Otto Erich?“ Weiss Gott, die Clique der Leipziger Jüngsten! Stripp war mit Hartleben in Rinteln auf dem Pennal oder während seines ersten Semesters in Tübingen zusammen gewesen, eins von beiden, genau entsinne ich mich nicht mehr. Er legte aber keinen grossen Wert auf diese Bekanntschaft. Und wenn es nicht der Zufall so gefügt hätte — also ran an den Tisch! Ich war geradezu aufgereggt. Nun sollte ich also doch noch mit diesen Leuten zusammentreffen.

Stripp stellte mich vor und wir liessen uns nieder.

Die Herren waren eine Weile ganz still, als ob wir sie in ihrer Unterhaltung gestört hätten. Dann sagte einer: „Na, was sagt Ihr zum neuesten Ibsen?“

„Rosmersholm“ war damals gerade erschienen.

Otto Erich Hartleben nahm seinen blauen Kneifer von der Nase, wischte sich über die Augen, legte sein rundes, bierfröhliches Gesicht in wissenschaftlich ernste Falten und meinte: „Kapriziös!“

D'rauf setzte er den Kneifer wieder auf, nickte und sagte noch einmal: „Kapriziös, mir zu kapriziös! — Der Kunde da — Rosmer heisst er ja wohl —“

„Ganz richtig — Rosmer,“ warf ich dazwischen. Ich hatte das Buch auch gelesen.

Die Herren sahen mich alle verdutzt an und verstummten.

Nach einer langen Pause fingen sie dann an, einen von der Clique, ich glaube, es war Conradi, mit seinem Roman aufzuziehen, den er unter der Feder hatte, und zuletzt erkundigte sich irgendwer bei Otto Erich Hartleben nach seinem jüngsten Opus.

„Ach, ich habe da was ganz Apartes vor. So 'ne Kiste aus dem Buch Ruth. Ich habe gestern den ganzen Abend in der Bibel gelesen.“

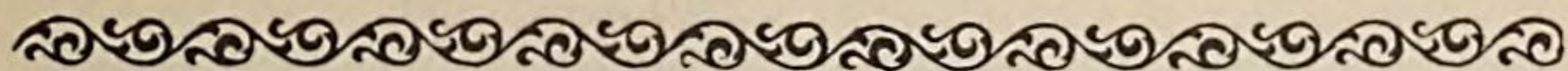
Ich war total verblüfft, aber ganz und gar wie vor den Kopf geschlagen. Das wollten Moderne sein! Und kramten in der Bibel herum nach Stoffen! Ei, du gerechter Strohsack, das war mir eine nette Sorte von Modernität.

Als die Herren gegangen waren, liess ich meiner Entrüstung freien Lauf.

Stripp war übrigens auch nicht erbaut von ihrer Unterhaltung. Er meinte, es wären ziemlich langweilige Kerle.

Der Schluss war, dass wir beide an diesem Abend eine ganz ungeheuerliche Bierreise machten, vom „Weltkaffee Zanzibar“ angefangen rundum bis wieder in die Reichsstrasse, in das „Kaffee Petroleum“ seligen Angedenkens. Dort trafen wir die Brüder Valentin, die die Einheimsung ihres Freitischen festlich begingen. Als wir eine Stunde bei ihnen gesessen hatten, erklärte Stripp feierlich, dass zwei so vergnügte Brüder ihm hundertmal lieber wären, als alle modernen Dichter der Welt zusammen genommen. Er war, wie bereits gesagt, nicht übertrieben für die Litteratur interessiert.





IV.

Ich sass zu Hause und schrieb. Vormittags um neun Uhr.

Es war so nicht weitergegangen. Ich musste zeigen, dass ich auch etwas konnte. Der Blick, den ich in Otto Erichs dichterische Werkstatt gethan, hatte mir die Hälfte meiner Skrupel genommen. Donnerwetter, da war mein Vorwurf doch ein gut Teil moderner.

Ich sass also und schrieb.

Es war mir nämlich znfällig irgend eine schundige Biographie von Byron in die Hände gefallen, und dort hatte ich ein paar Sätze gelesen, die mich merkwürdig anregten. Es war da die Rede von einem Enkel des Dichterlords, der seiner hochherrschaftlichen Abstammung zum Trotz als gemeiner Matrose in die Welt gegangen war, der draussen die schwierigsten Sachen ausgefressen hatte und schliesslich als Hafenarbeiter in Amerika gestorben war. Die liederliche zerlumppte Figur auf dem glänzenden Hintergrund ihrer Herkunft und

Familientradition gefiel mir. Daraus musste etwas zu machen sein. — „Lord Byrons Enkel“ — ein famoser Titel! Der Kerl musste sich namentlich auf der Bühne grossartig ausnehmen. Also ein Drama. Da ich meiner Ausdauer nicht allzuviel traute, entschied ich mich für einen Einakter. Und als ich mich dran machte, eine Scene, die ich mir besonders packend dachte, im Kopfe aufzubauen, fügten sich, mir selbst halb unbewusst, die Worte zu Versen zusammen, zu drei wirklichen tadellosen Fünffüsslern. Ich glaube, das lag im Stoff. Der hatte an und für sich so etwas Deklamatorisches. Anfänglich war ich selbst ganz überrascht. Dann aber erschienen mir meine Verse so ausgezeichnet, dass ich im ersten Sturm der Begeisterung beschloss, das ganze Stück in Jamben abzufassen.

Nachher kamen mir zwar wieder allerlei Bedenken. Vorzüglich wollte es mir scheinen, als ob es am Ende doch allzu unmodern wäre, in die alte abgenutzte Jambenschaukel zu steigen. Aber ich konnte mich nicht überwinden, den herrlichen Rythmus meiner Verse mit eigener Hand wieder zu zerstören. Und so ging das Unheil seinen Gang.

Wie ich nun so sitze und eben die erste Scene beendigt habe, da wird mit einem Mal die Thüre aufgerissen und herein tritt Stripp, steif, als ob er eine Elle verschluckt hätte, bleich wie ein Geist, mit einem tiefen Zug des Leidens um den Mund. Er kommt an meinen Schreibtisch, tippt mit der

Krücke seines Stockes auf das Papier vor mir und sagt mit heiserer Stimme: „Jetzt ist's zum Klappen gekommen.“

„Wieso?“ frage ich.

„Sie hat sich mit Blecher verlobt.“

„Heute?“

„Jetzt eben vor einer Stunde.“

„Sprach's, ging und warf sich mit solcher Vehemenz auf mein Sopha, dass die letzte Sprungfeder, die noch heil gewesen war, mit dumpfem Dröhnen den Dienst quittierte.

Mich überkam ein ekliges Gefühl. Der Überfall passte mir an und für sich nicht in den Kram. Ich war so hübsch im Zuge gewesen. Und noch dazu mit einer solchen Botschaft. Nun hatte ich einen Unglücklichen auf dem Hals, der egoistisch genug sein würde, mein ganzes Gefühlsvermögen für sich in Anspruch zu nehmen. Was sollte da aus meinem Drama werden?

Ich drehte mich langsam um. Da sass der alte grosse Bengel und zwei dicke Thränen liefen ihm über die Backen.

Das packte mich denn doch. Ich lief zu ihm hin und fasste seine Hand. „Karl, alter Junge, hat's dich denn so mitgenommen?“

Er schluchzte ein paar Mal und sagte dann mit einem heroischen Entschluss: „Es muss eben überwunden werden.“

Ich setzte mich zu ihm und bat: „Erzähl' doch!“ Er erzählte.

„Gestern hat er bei der Alten angehalten. Sie hat's ihm für ganz bestimmt zugesagt. Dann hat sie Lisbet vorgekriegt. Hat ihr den Fall auseinandergesetzt. Dass sie nichts hat, so gut wie nichts. Sogar die Aussteuer muss gepumpt werden. Das will die Alte auf ihre Kappe nehmen, wenn Lisbet jetzt zupackt. Thut sie's nicht, dann kann sie nachher zusehen, wo sie was herkriegt. Und dann all das andere, was nun schon seit einem Vierteljahr gepredigt wird. Die ganze Nacht haben sie bei einander gesessen, die Alte hat geredet und Lisbet hat geheult. Und heute früh, als sie total mürbe gewesen ist, hat sie eingewilligt. Und ehe sie sich noch einmal hat besinnen können, ist der Schollentreter auch schon da gewesen und die Sache ist fest gemacht worden.“

„Hat sie dir's selbst mitgeteilt?“

„Ja. Sie kam zu mir herüber, gleich nachdem der Blecher weggegangen war, um die Ringe zu bestellen. Ich lag noch in der Falle und — ach, es war schrecklich!“

Er musste wieder einmal schlucken.

„Armer Kerl!“ sagte ich mitleidig.

„Armes Mädel!“ verbesserte er mich.

— — — — —

Er blieb bei mir bis zum Mittag. Wir sprachen nicht mehr viel. Aber das Zusammensein mit mir schien ihm wohlzuthun. Als er sich endlich zum Fortgehen anschickte, sagte ich besorgt: „Wünschst

du vielleicht, dass ich mit dir komme und in deiner Nähe bleibe?“

Du lieber Himmel, ich meinte es wirklich gut, eingedenk der Lebensregel, dass man einen Unglücklichen nicht allein lassen soll. Er aber sah mich an mit einem Blick, als ob er fürchtete, dass ich mich über ihn lustig machen wollte. „Du bist wohl verrückt?“ schnauzte er mich an. Die angeborene Rauhebeinigkei durchbrach sieghaft die weiche Hülle, die der Schmerz um sein Wesen gelegt hatte. Beruhigt liess ich ihn ziehen.

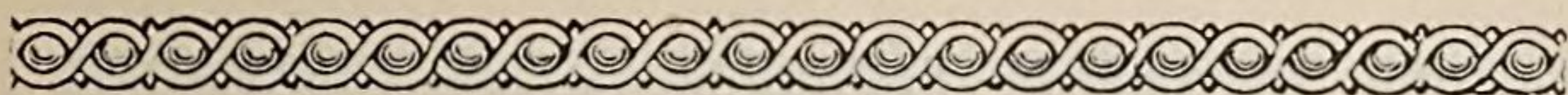
Als er fort war, schritt ich sinnend durch mein Zimmer, bis ich vor dem Schreibtisch anlangte. Da lag mein Manuskript. Und mit einem Schlage wandelte sich mein Sinn. Der „schöne Wahnsinn“ schoss mir zum Kopfe und alles erschien mir in anderem Lichte. Was war das doch für eine kleinliche dumme Geschichte, dieser Verlobungsrummel! So niederträchtig trivial! Als ob das nicht alle Tage vorkäme, dass ein kleines Mädchen den einen liebt und den anderen heiratet! Und darum so viel Umstände, so viel Sentimentalität! Da war mein verbummelter Byron denn doch ein anderer Kerl. Was dem alles widerfuhr! Und wie der das alles ertrug! Grossartig!

Ich sass schon wieder und schrieb. Also die erste Scene war fertig. Meinem Helden hatten sie in einer schäbigen Kneipe in Santa Barbara auf San Domingo sämtliche Moneten und die letzten Überreste seiner standesgemässen Ausstattung im

Spiel abgenommen. Darob war er natürlich mordswütend und legte los mit einem feuerspeienden Monolog:

Sie haben alles — nur den Namen, den
 Unselig stolzen Namen hab' ich noch. —
 O könnt' ich ihn von meinem Leibe reißen,
 Wie einen schlecht gewählten Titel tilgen!
 Doch — fliegt das arme Titelblatt zerpfückt
 In alle Winde — ach, es bleibt das Buch,
 Mit seinen tausend Rätseln, unzerreissbar,
 Mit meiner Väter heissem Blut geschrieben,
 Und ihrer Laune Züge drein gedrückt,
 Und ihre Bahnen wirr und krauss gezeichnet,
 Die stolzen Ruhmesthaten drein geschnitten,
 Die stolzen Laster glühend drein gebrannt —
 Und das bin ich, ich bin ein Byron.





V.

„Es muss überwunden werden,“ hatte mein armer Freund gesagt.

Aber das ging nicht so schnell. Wenigstens war ich der Ansicht, dass ich unter seinen wechselnden Stimmungen sehr zu leiden hätte. Bald ging er umher mit düsterem Gesicht und warf mit tiefgründigen Weltverachtungssphrasen um sich; bald zeigte er wieder eine geschraubte Lustigkeit, die mit spezieller Vorliebe in eine grenzenlose Frivolität umschlug. In solchen Stunden war ihm nichts heilig. Ich empfand diese Stimmungsumschläge, wie gesagt, sehr wohl — oder vielmehr sehr unwohl. Aber teils hielt ich sie für die natürlichen Nachwehen der überstandenen Katastrophe, teils war ich zu sehr mit meinem Byron beschäftigt, als dass ich etwas besonderes dahinter gesucht hätte.

Aber — als er eines Tages so weit ging, sogar meine dichterische Thätigkeit mit dem Geifer seines Spottes zu bespritzen, und meinen Byron einen

absolut verrückten Halunken nannte, da rief ich ärgerlich: „Sag’ mal, weshalb bist du eigentlich so übermässig lustig? Ich dachte, dazu hättest du wohl keinen Grund.“

„Warum denn nicht?“ fragte er und sein ganzes Gesicht zuckte vor verhaltener Aufregung. „Wenn man ein hübsches Mädcl küssen darf, so viel man Lust hat, und braucht keine Gegenverpflichtung zu übernehmen — weshalb soll man da nicht vergnügt sein? Immer lustig, Bruder! Die Welt ist schlecht; man muss auch schlecht sein.“

Ein kalter Schauer überrann mich. „Wen meinst du denn eigentlich?“

Er streckte sich frech in meinem Sopha und erwiderte: „Wen? Frage! Es giebt nur ein Mädcl, das ordentlich küssen kann.“

„Menschenkind,“ rief ich, „ist denn das wahr, wirklich und wahrhaftig wahr?“

„Ich werde doch mit so was nicht renommieren!“

Ich war so entsetzt, dass ich zuerst gar nicht wusste, was ich weiter sagen sollte. „Du musst sofort ausziehen,“ schrie ich ihn alsdann an.

„Ausziehen!“ lachte er. „Wenn das so schnell ginge! Sie lässt mich nicht.“

„Sie?“

„Ja, sie, sie selbst, Lisbet. Sie lässt mich nicht. Ich habe selbst den Plan schon gehabt. Da hat sie mir ganz bestimmt erklärt, wenn ich das thäte, ginge sie in die Pleisse. Und das kann ich nicht verantworten.“

„Aber das kannst du verantworten, dass du da nun mit ihr herumliebelst, hinter dem Rücken —“

„Vor seinen Augen geht's natürlich nicht,“ höhnte er.

„Das ist ja geradezu gemein!“

Er fuhr auf. „Gemein! Na ja, das ist so eure Manier. Grosse Worte machen und leichthin verdammen. Macht's doch erst einmal durch! Sei doch einmal täglich zusammen mit einem Mädchen, das dich liebt und das es dir jeden Augenblick sagt und das nur darauf wartet, dass du sie in die Arme nehmen sollst. Und dann sieh mal zu, ob du so stolz und moralisch bleibst, wie du dich jetzt anstellst. Zum Donnerwetter, es ist leicht, nicht zu küssen, wenn man niemanden hat, der sich küssen lassen will.“

Ich habe doch ein gutes Herz. Als ich hörte, dass es so stand, hatte ich meinen Byron und seine ganze verzwickte Lebensgeschichte im Nu vergessen. Ich dachte nur noch an meinen Freund. Ich setzte mich zu ihm und sagte so ruhig, als es mir möglich war: „Nun sei mal ehrlich! Wie stehst du nun eigentlich mit ihr?“

Er zuckte mit den Achseln. „Manchmal steh ich tagelang überhaupt nicht mit ihr. Und dann kommt wieder so 'ne Stunde, da liege ich gleich mal lang mit ihr auf dem Kanapee.“ Seine Augen leuchteten auf in einem unheimlichen schmerzklüsternden Feuer. „Weisst du — es hat etwas unsagbar Süßes, so zu küssen, wenn

man weiss, dass geradezu alles einem das Küssen verbietet.“

Ich nahm mich zusammen, so viel ich konnte, um recht verständig zu bleiben. „Lieber Freund,“ sagte ich, „du musst aber doch einsehen, dass das so nicht weiter geht. Denk’ nur einmal daran — wenn Blecher dahinter kommt — was das für einen Skandal giebt — und was das für Folgen für Lisbet haben kann.“

„Ja ja,“ rief er, „ich denke oft genug dran. Aber sie selbst lässt mich ja nicht in Frieden. Du kannst dir doch vorstellen, dass man in meiner Stimmung nicht so ruhig dahinleben kann, wie ein Schuster. Nicht wahr? Also man sumpft. Komme ich nun spät in der Nacht nach Hause, dann erscheint sie sicher am anderen Morgen und hält mir eine Pauke. Ich sollte doch auf meine Gesundheit Rücksicht nehmen, an meine Eltern sollt’ ich denken, und was der Rederei mehr ist. Was die Weiber bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegen. Darüber ärgere ich mich und werde pathetisch. Was soll man denn anders machen, sag’ ich, wenn einem das Liebste genommen ist, das man auf dieser Welt hat? Dann legt sie sich aufs Bitten: ich solle sie doch nicht so quälen, sie habe schon genug zu tragen; und schliesslich fängt sie an zu flennen und dann — dann ist das Unglück fertig.“

„Und wie soll das enden?“

„Das weiss ich nicht, ist mir auch egal.“ Dazu

machte er wieder sein freches gleichgültiges bla-
siertes Gesicht von vorhin.

Er liess mich in schweren Sorgen zurück.
Aber da ein paar Tage vergingen, ohne dass der
von mir gefürchtete Kladderadatsch eintrat, so
dachte ich zuletzt: es wird sich schon geben, und
stürzte mich mit neuem Eifer auf mein Stück.

Eines Vormittags sass ich wieder darüber, als
es klopfte und auf mein Hereinrufen — Lisbet
eintrat. Sie war auf dem Wochenmarkt gewesen
und trug einen kleinen Korb am Arm. Mein Er-
staunen wurde nur von meiner Verlegenheit über-
troffen, denn ich befand mich noch in ziemlich
unvollkommenem Kostüm. Es dichtet sich besser
so. Dennoch brachte ich es schliesslich fertig,
wenn auch unter einigem Stottern, sie zum Sitzen
einzuladen.

Sie war gar nicht verlegen, setzte sich, stellte
ihren Korb neben sich und sagte resolut:

„Ich muss mit Ihnen über Karl sprechen.“

Also wieder die alte Geschichte!

Ich ergab mich zähneknirschend in mein
Schicksal, immer von neuem in eine Angelegenheit
hineingezerrt zu werden, von der ich so wenig wie
möglich zu wissen wünschte.

„Sie müssen auf ihn einwirken. Er ruiniert
sich. Er hat gar nicht die kräftigste Konstitution.
Und wenn er es so weiter treibt, wird er sicher
krank. Sie sind sein bester Freund. Ihnen folgt
er noch am ersten.“

Das wäre mir zwar sehr schmeichelhaft, antwortete ich, aber ich hätte es schon versucht, ganz energisch — ohne jeden Erfolg.

Sie seufzte tief. „Ach ja, es ist schrecklich mit ihm.“ Und sie schüttete mir ihr Herz aus. Was alles auf ihr lastete! Die Mutter schilt und zankt den ganzen Tag, weil sie dem Frieden nicht traut. Blecher quält sie mit Eifersucht. Und nun auch noch Karl! Ich könne mir gar nicht denken, wie boshaft er manchmal sei. Denn das sei doch boshaft, wenn er in Blechers Gegenwart immer wieder den Unglücklichen herausbeisse. Blecher habe das natürlich schon lange gemerkt und wolle nun von ihr wissen, was vorher zwischen Karl und ihr vorgegangen sei. Jeden Tag gäbe es darüber mindestens einmal Streit. Wie peinlich ihr das sein müsse, liege auf der Hand.

Als sie darauf zu sprechen kam, nahm ihre Stimme einen harten ärgerlichen Klang an. Als ob sie allein die leidende wäre und Karl sie aus purer Niedertracht in Verlegenheit brächte. Das gefiel mir nicht.

Sie erzählte mir dann noch hunderterlei Dinge, Einzelheiten aus ihrem häuslichen Drama. Und hinter jedem Abschnitt kam immer wieder die Bitte, ich solle doch dafür sorgen, dass er wieder vernünftig würde. Vernünftig! Das Wort gefiel mir wieder nicht.

„So sind die Weiber,“ sagte ich verächtlich, als sie abgezogen war. Und mit einem Male

packte mich eine blödsinnige, unmotivierte Wut, dass ich wie ein Wilder hin und her rannte und die Stühle nur so durcheinander schmiss. Diese verdammte elende Weibergeschichte! Dieser schmierige unsaubere Liebesschwindel! Was mich das anging? Was ich damit sollte? Mit diesem hundert mal verfluchten alltäglichen Krempel — wo ich doch, weiss Gott, wichtigeres vorhatte — ein Drama zu schreiben — na ja, man kann's doch nicht wissen, es kann ja am Ende ein unsterbliches werden.

So blind kann man sein. So borniert, so kreuzdämlich!

Am Nachmittag, als ich mich halbwegs beruhigt hatte, bekam ich schon wieder Besuch. Zur Abwechselung diesmal Stripp.

„Nun ist alles aus!“ Mit diesen Worten stürmte er zu mir heran. Ich war an der Schlusscene.

„Nanu?“

„Ich bin fertig mit Lisbet. Ich habe endgültig mit ihr gebrochen.“

„Gott sei Dank! Wie ist denn das gekommen?“

„Ich stieg nach Tisch heim, um meinen Kaffee zu trinken. Aber ich kriegte keinen. Ich wusste ja nicht, dass sie drüben grosse Festlichkeit hatten. Blecher hatte sein Examen bestanden. Ich ging also rüber und bat mir eine Tasse aus. Das Brautpaar sass auf dem Kanapee, auf demselben Kanapee, wo — na, also gut. Und da lässt sich das Frauenzimmer in meiner Gegenwart ganz ge-

mütlich von dem verdammten Schollentreter küssen. Ganz still hielt sie. Ich verliess natürlich sofort das Lokal. Und als sie später zu mir hereinkam, da sagte ich ihr, dass sie sich denn doch nicht gerade den Moment, wo ich dabei wäre, zu ihren Zärtlichkeitsausbrüchen auszusuchen brauchten. — Du machst dir keinen Begriff, wie eklig sie da wurde. Wie ich sie nie gesehen habe, wie ich es ihr nie zugetraut hätte. Ich solle sie nun endlich in Frieden lassen. Du, hörst du? Ich — sie! Sie finge an, sich mit ihrem Lose auszusöhnen, und ich wolle ihr das nicht gönnen. Das wäre unedel von mir und sie hätte das von mir nicht erwartet und so weiter. — Gott, war ich wütend! Und da hab' ich mir denn alles vom Herzen herunter geredet, aber alles, sag' ich dir. Sie war auch nicht stumm, und so endete der Spass mit einem vollständigen Krach. Punktum!“

Ich war selig. „Wart' einen Augenblick,“ schrie ich, „ich komme gleich mit.“

Fünf Minuten später schrieb ich in fliegender Hast die inhaltsschweren Worte: „Der Vorhang fällt schnell.“ Dann gingen wir los.

„Weisst du,“ sagte ich auf der Strasse, „niemand kann froher sein über diese Lösung als ich. Eure Geschichte hat mich dermassen in meiner Arbeit gestört — und ich halte diese Arbeit für sehr wichtig, eine wichtige Station auf meinem Entwicklungsgang. Thatsächlich.“ —

Drei Wochen d'rauf war die Hochzeit. Die

Alte hatte unablässig gedrängt und getrieben, bis der Termin so früh als möglich angesetzt worden war. Stripp und ich waren eingeladen. Ich pumpte den beiden Valentin ihren Examensfrack ab und machte darin eine sehr stattliche Figur. Die ganze Sache war überhaupt sehr nett. Stripp kümmerte sich gar nicht um Lisbet, sondern machte seiner Dame mit aller Energie den Hof. So lief alles gut und lustig ab — bis auf den Schluss. Morgens um vier Uhr zogen wir los, Stripp und ich, nach meiner Bude. Er musste nämlich bei mir übernachten, weil sein Zimmer von anderen zugereisten Hochzeitsgästen mit Beschlag belegt war. Unterwegs waren wir noch kreuzfidel, ulkten sogar einen Schutzmann an und wurden aufgeschrieben. Als wir aber bei mir hineintraten, da packte es uns beide, ich weiss nicht, wie. Wir setzten uns ins Sopha, er rechts und ich links, und heulten — heulten wie die Schlosshunde.





VI.

Am nächsten Morgen machte Stripp den beiden Valentin einen Besuch. Er wollte sich mal erkundigen, wie man es eigentlich anzustellen habe, wenn man Jura studieren wolle. Er wurde sehr herzlich empfangen und war bald gut Freund mit den Brüdern. Sie machten ihm sogar das noble Anerbieten, sie wollten ihm für den Preis von dreissig Reichspfennigen den einmaligen Genuss ihres Freitisches im Konvikt abtreten. Sie waren nämlich an diesem Tage zufällig beide irgendwo zu Tische geladen. Stripp nahm's aber nicht an.

Trotzdem hat ihre Freundschaft bis zum Examen gedauert.

Der litterarische Kreis ging bald darauf in die Brüche.

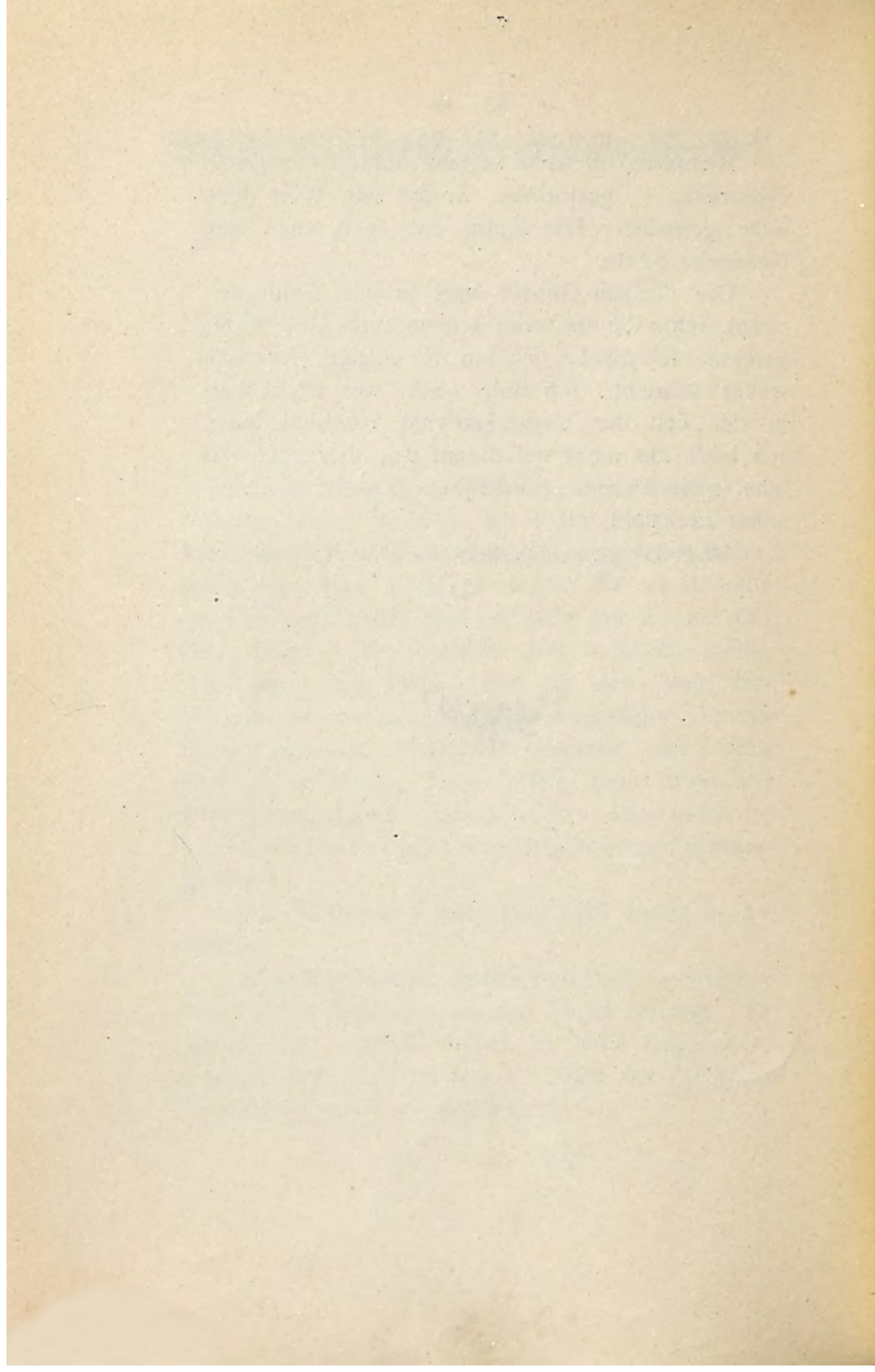
Ernst Hänitsch ist unterdessen Pastor geworden und hat die Dichterei an den Nagel gehängt. Er schrieb mir neulich einmal, er habe eingesehen, dass es doch auch noch eine andere Art der Weltbetrachtung gäbe als die ästhetische.

Richard Wolf ist an seinem vierundzwanzigsten Geburtstag — gestorben. Er hat sein Wort doch wahr gemacht. Die Kunst hat auch noch eine fanatische Sekte.

Die übrigen Geister sind in alle Winde zerstreut. Ich habe noch von keinem etwas Gedrucktes gelesen. Ich glaube, ich bin der einzige, der noch weiter schreibt. Ich hole nach, was ich damals in der Zeit der Unproduktivität versäumt habe. Ich bilde mir nicht viel darauf ein, aber doch das eine, mein Drama „Lord Byrons Enkel“ damit gesühnt zu haben.

Und das ist schliesslich doch auch etwas.





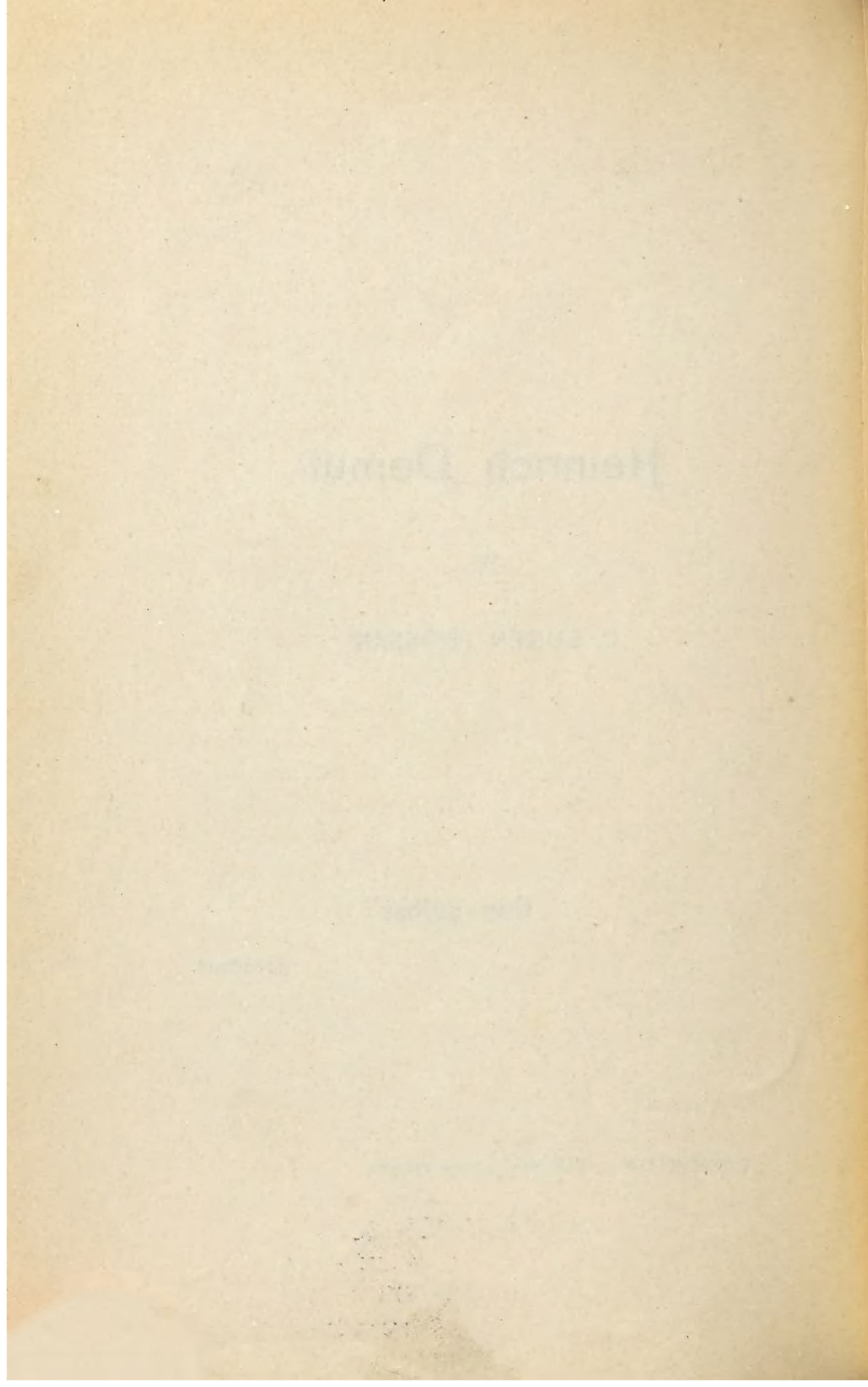
Heinrich Demut

von

O. EUGEN THOSSAN

Ihm selbst

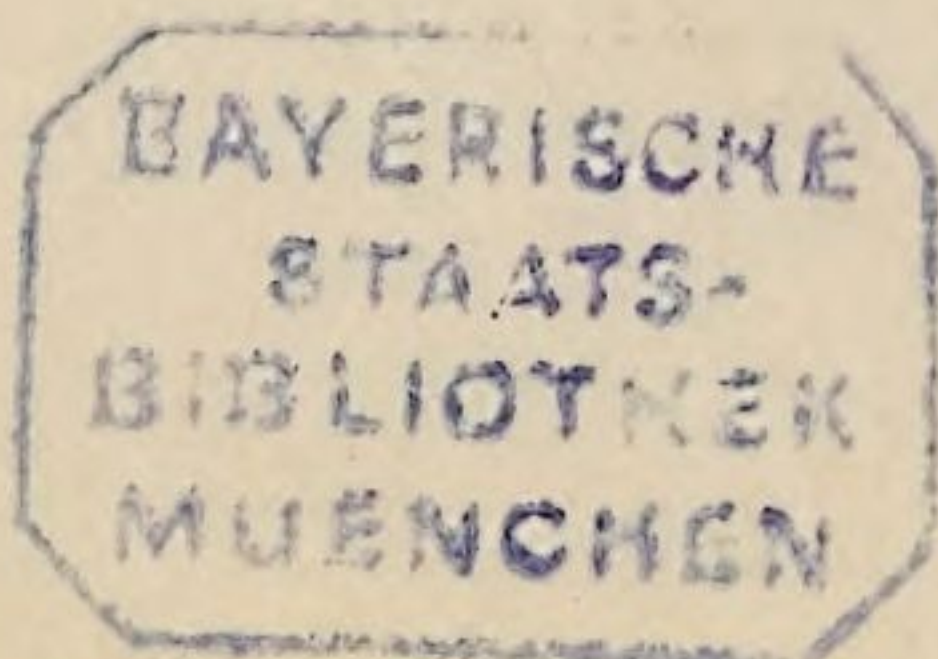
gewidmet.





I.

Es ist gerade kein Beweis von Originalität für einen Schriftsteller, wenn er sich daran giebt, die Geschichte eines entgleisten Menschen zu erzählen. Die Litteratur wimmelt von verunglückten Genies — ich meine, nicht nur von ausübenden, sondern noch mehr von „verübten“. Aber wenn ich gleich von vornherein die heilige Versicherung abgebe, dass mein Heinrich Demut zwar ein Entgleister ist, aber nicht den geringsten Anspruch darauf macht, ein Genie zu sein, so hoffe ich, damit schon ein günstiges Vorurteil für meinen Helden erweckt zu haben. Und wenn ich noch hinzufüge, dass er sich weder als Maler, noch als Musiker, noch auch als Dichter entpuppen soll, so bin ich überzeugt, dass man nachgerade anfängt, meiner Geschichte doch noch einen gewissen Grad von Eigenart zugestehen. Die Geschichte eines ganz gewöhnlichen Menschen — das heisst, nein; ein ganz gewöhnlicher Mensch war Heinrich Demut denn doch nicht. Im Gegenteil, es war eigentlich gerade das



Ungewöhnliche an ihm, was sein Schicksal bestimmte. Und überhaupt — indem ich der Sache näher trete, bemerke ich, dass ich mich schon vorher ganz verkehrt ausgedrückt habe. Von Entgleisen kann bei Heinrich Demut im Grunde genommen gar keine Rede sein. Er war vielmehr ein Mensch, der nie in dem richtigen Geleise gewesen war und sich zeitlebens vergeblich abmühte hineinzukommen. Und ferner — aber ich glaube wirklich, es ist das beste, wenn ich einfach meine Geschichte erzähle. Bei diesen verwünschten Einleitungen verheddere ich mich doch jedesmal. Nur das eine will ich noch vorausschicken: den meisten Sterblichen ist durch ihre Herkunft, ihre Familie, ihren Bildungsgang und dergleichen Dinge eine Bahn bereitet, auf der sie ihren Weg ganz von selber finden, wie eine Lokomotive den ihrigen in stockfinsterer Nacht. Man könnte diese Leute auch mit den Planeten vergleichen, die unbeirrt und mühe-los ihre bestimmten Kreise ziehen. Und dieser Vergleich passt mir sehr gut in den Kram. Denn Heinrich Demut war dann ein Komet, der scheinbar ohne Sinn und Verstand zwischen seinen Mitmenschen hin und her schoss, hier und da einen anrampelte, plötzlich verschwand, unvermutet wieder auftauchte, und überall einen langen leuchtenden Schweif von Dummheiten hinter sich herzog. Aber ich habe ihn sehr lieb gehabt.

Ich lernte ihn in Erlenau kennen. Das ist ein grosses Fabrikdorf im südlichsten Winkel von

Westfalen, wo das heulende Pfeifen aus den Windkesseln der Hochöfen und das Dröhnen der Dampfhämmer Tag und Nacht kein Ende nimmt. Ich war dort ein Jahr lang als vierter ordentlicher Lehrer an der sogenannten Rektoratsschule angestellt. Im letzten Vierteljahr meiner segensreichen Wirksamkeit an diesem Orte erschien Heinrich Demut auf der Bildfläche. Und das kam so. Unser Rektor hatte einen besseren Posten gefunden und uns schnöde verlassen. Die Rektoratsgeschäfte gingen infolgedessen vorläufig auf unseren alten Herrn Zampa über. Als stellvertretende Lehrkraft aber trat zunächst ein Kandidat des Predigtamts, ein Herr Papenrock aus Papenburg, in die Lücke. Dieser Zustand war indessen nur von kurzer Dauer. Papenrock wurde schon nach wenigen Wochen als zweiter Prediger irgendwohin berufen und erhielt von dem Kuratorium der Schule seine Entlassung unter der Bedingung, dass er für einen Nachfolger Sorge trüge. Er annoncierte also im Reichsboten und wählte unter mehreren Bewerbern den Studiosus der Theologie Heinrich Demut aus, der nun alsbald aus Halle verschrieben wurde.

Drei Viertel des Kollegiums zogen zur bestimmten Abendstunde auf den Bahnhof, um den neuen Kollegen in Empfang zu nehmen: Papenrock, Dr. Wenzel und meine Wenigkeit. Unser alter Herr Zampa war nicht zu bewegen gewesen, sich uns anzuschliessen. Er verspürte rein gar nichts von der Neugierde, die uns verzehrte. Und das

war eigentlich kein Wunder. Er war einer von jenen pädagogischen Nomaden, die heutzutage immer seltener werden. Unzählige Male hatte er seinen Wohnsitz und die Stätte seiner Thätigkeit gewechselt. Man konnte ein Nest innerhalb des Deutschen Reiches nennen, welches man wollte, und konnte sicher sein, dass er sagte: „Ich kenne es. Ich war da mal eine Zeitlang an einer Mittelschule angestellt.“ Oder: „Ich habe da mal ein Jahr lang an der höheren Töchterschule gearbeitet.“ Oder so etwas ähnliches. Er war überall gewesen, hatte überall unterrichtet. Und in diesem Leben hatte er so viele Schulmeisterbekanntschaften gemacht, dass eine mehr ihm kein Herzklopfen verursachte. Er konnte es abwarten.

Wir dagegen waren namenlos gespannt. Als der Zug einlief, stürzten wir so eifrig herbei, dass der Bahnhofsvorsteher sich veranlasst sah, seine ganze Grobheit zu entfalten. Papenrock hatte seinem Nachfolger geschrieben, dass er ihn abholen und als Erkennungszeichen einen Cylinder tragen würde. So geschmückt, stand er nun ganz vorn auf dem Bahnsteig und war bemüht, die Bedeutsamkeit seiner feierlichen Kopfbedeckung jedem einzelnen Ankömmling möglichst nachdrücklich zu Gemüt zu führen. Endlich, als der Schwarm der Ausgestiegenen sich schon fast verlaufen hatte, ohne dass ein einziger von Papenrocks hochragendem Cylinderhut Notiz genommen hatte, kam von dem hinteren Ende des Zuges noch ein junger Mann

daher, der sich suchend umschaute. Er trug einen kleinen grauen Reisekoffer in der Hand. Als er Papenrocks ansichtig wurde, nahm er mit einem heftigen Ruck den Kurs gerade auf uns zu. Er war's, Heinrich Demut, unser neuer Amtsgenosse.

Er kam mit grossen Schritten auf uns los, den Kopf vornüber gesenkt, als ob er stossen wollte. Die kurze gedrungene Gestalt mit den breiten Schultern und dem Stiernacken gab dieser Haltung einen bedenklichen Hintergrund. Und das grimmige Gesicht verstärkte noch den Eindruck der Feindseligkeit. Zwischen den dicken Haarbüschchen der Augenbrauen lag die Stirn und die obere Hälfte der Nase in tiefen senkrechten Falten, die kleinen grauen Augen schossen drohende Blitze von unten herauf, und die Enden des blonden Schnurrbarts hingen bis über die Kinnbacken herunter. Ausserdem waren sie merkwürdig verblasst. Es sah so aus, als ob sie einen Teil ihrer Farbe im Bierglase gelassen hätten.

Er begrüßte uns durch ein unverständliches Knurren und schritt dann mit verdrossener Miene in unserer Mitte dem Ausgang des Bahnhofs zu. Ich als der jüngste hielt es für meine Pflicht, ihm seinen Koffer abzunehmen. Er liess sich's gefallen, ohne sich sonderlich dankbar zu zeigen. Der Koffer war übrigens auch schmähsch leicht.

Mir kam das Benehmen des neuen Kollegen allmählich komisch vor. Ich liess ihn zwischen den beiden anderen vorausgehen und zottelte mit meinem

Koffer gemächlich hinterdrein, während ich im Stillen meine Glossen machte. Es war ein ulkiges Trio. Papenrock war ein ausserordentlich lebhafter Mensch, und wie er im Eifer seiner Rede den Kopf hin und her warf, sah es aus, als sollte der Cylinder in jedem Augenblick herunterfliegen. Auf der anderen Seite trabte der kleine schwächliche Doktor und streute ab und zu eine gewissenhaft ergänzende Bemerkung in den Wortschwall des Kandidaten. Wenn Heinrich Demut zugehört hätte, so hätte er in der Viertelstunde unseres Heimweges ein vollständiges Bild der Erlenauer Schulverhältnisse bekommen. Dafür hatte er aber augenscheinlich noch gar kein Interesse. Er stampfte mit krummem Rücken und gesenktem Kopf dahin, als ob ihn das alles gar nichts angehe. Nur manchmal fuhr er mit einer beängstigenden Heftigkeit zur Seite und schleuderte dem einen oder dem anderen seiner Begleiter ein paar kurze Worte ins Gesicht. „Wie ein bissiger Köter,“ dachte ich.

Na ja, das Dorf bietet allerdings auf den ersten Blick nicht viel erfreuliches. Die Wege sind rot vom Staub der Eisensteine, und da es ausserdem an jenem Tag geregnet hatte, so hatte sich ein Brei gebildet, der in der Farbe an Chokoladen-crème erinnerte, aber sonst nichts mit diesem angenehmen Gericht gemein hatte, weder im Aroma noch in der Einwirkung auf das Gemüt. Die Häuser stehen weit auseinander und verraten wenig Rücksicht auf Bequemlichkeit und Anmut. Es ist

alles auf die Nützlichkeit zugeschnitten. Gewaltige Schlote ragen überall empor, und alle hundert Schritte kommt man an einem Puddel- oder Hammerwerk vorüber, das dicht an der Strasse liegt und durch dessen weit geöffnete Thüren man gerade in die mächtigen Feuer hineinsieht. Und der ununterbrochene Lärm, der die Luft erfüllt, trägt auch nicht dazu bei, einem Fremden die ersten Stunden seiner Anwesenheit gemütlich zu machen.

Schliesslich langten wir in Papenrocks Wohnung an. Sie lag im Hause von Johann Friedrich Schleifstein III genannt Schwarzkopf. Weil nämlich die alteingesessene Bewohnerschaft von Erlenau sich mit vier oder fünf Familiennamen begnügt, und ausserdem nach alter Sitte meist auch die Eigennamen vom Vater auf den Sohn vererbt werden, so sieht man sich genötigt, die verschiedenen Familienmitglieder zur Vermeidung von Irrthümern durch Nummern und Zunamen auszuzeichnen. Johann Friedrich Schleifstein III genannt Schwarzkopf also war stiller Teilhaber eines Hüttenwerks, betrieb aber nebenher im Erdgeschoss seines Hauses ein Materialwarengeschäft und nach hinten hinaus eine verschwiegene Schenke, die nur von den Freunden und Verwandten des Wirtes frequentiert wurde. Im oberen Stockwerk wohnte links Johann Friedrich Schleifstein IV, der Sohn, der in einem Hintergebäude dem nahrhaften Gewerbe der Bäckerei oblag, und rechts Papenrock, dessen Nachfolger Heinrich Demut auch als

Zimmerherr zu werden bestimmt war. Die Seele des Hauses aber war Herminchen, die achtundzwanzigjährige Tochter.

Das alles wurde dem Neuling umständlich auseinanderzusetzen, nachdem er auf dem Sopha Platz genommen hatte. Er machte ein wütendes Gesicht dazu, als ob er sagen wollte: „Haltet mich doch nicht mit solchen Dummheiten auf!“ Seine Gefühllosigkeit setzte uns in einige Verlegenheit. Wir wussten nicht, was wir mit ihm anfangen sollten. Erst als das Essen kam, merkten wir, worauf er gewartet hatte. Es war sehenswert, wie er einhieb. „Hunger wie ein Wolf!“ grunzte er unter dem Kauen. Wir sahen in stummer Andacht zu. Herminchen brachte Bier und machte einen koketten Versuch, mit dem neuen Mieter anzubändeln. Der Versuch misslang vollständig. Heinrich Demut gab ihr unzweideutig zu verstehen, dass er für galante Konversation nicht die mindeste Anlage besäße. Das Bier trank er, aber zu sonstigen Leistungen gab er seinen Mund nicht her. Herminchen ging eingeschüchtert wieder ab.

Als die Hungersnot beseitigt war, legte der Gegenstand unserer bewundernden Aufmerksamkeit energisch Messer und Gabel beiseite und sagte mit grimmiger Befriedigung: „So! — das war der erste Bissen, seit ich aus Halle heraus bin.“ — Dann steckte er sich eine von Papenrocks feinen Besuchscigarren an — Bremer Handarbeit — und lehnte sich in seine Sophaecke zurück mit einer

Miene voll finsterer Entschlossenheit, die zu bedeuten schien: „Nun sag' ich aber kein Wort mehr.“

Das hielt Papenrock nicht ab, zur Unterhaltung seines Gastes alle Schleusen seiner schrecklichen Beredsamkeit zu öffnen. Ja, er entblödete sich nicht, als die konsequente Sprachlosigkeit Demuts ihn kühn gemacht hatte, das Gespräch auf seine Lizentiatenarbeit zu bringen, die er unter der Feder hatte. Er holte sogar das dickbäuchige Manuskript herbei und schickte sich an, die Kraftstellen daraus vorzulesen. Ich weiss nur noch, dass es sich in der Arbeit um irgend einen uralten Kerl mit Namen Dionysios handelte, der neben anderem Blödsinn auch ein Buch zum Lobe der Kahlköpfigkeit geschrieben hatte. Und das war die einzige Entschuldigung, die ich für Papenrocks Unverfrorenheit anzuführen vermochte. Auf seinem Scheitel fing es nämlich auch schon an licht zu werden.

Dieser einzige Grund genügte aber nicht, um mich zu besänftigen. Ich hatte seit einer Stunde kein Wort gesprochen. Ich war wütend. Ich musste etwas dummes anstellen.

Papenrocks Cylinder lag noch auf dem Klavier. Er selbst hatte sich ins Sopha gesetzt, um seinem Opfer recht nahe zu sein. Im Vorbeigehen schob ich den Tisch wie zufällig dicht an das Sopha heran. Dann setzte ich mir den Cylinder auf und stellte mich mitten ins Zimmer. Zwischen dem oberen Rand des Hutes und der Stubendecke blieb nun nur noch ein Zwischenraum von einem Fuss.

„Papenrock,“ unterbrach ich die Vorlesung, „haben Sie schon einmal gesehen, wie ich einen Schlusssprung auf der Stelle mache?“

„Um Himmelswillen,“ rief er, „machen Sie doch nicht solche Thorheiten!“

„Nee, nee,“ sagte ich entrüstet, „Sie brauchen sich nicht so zu haben. Es ist mein blutiger Ernst. Ich springe jetzt.“

Dabei machte ich einen kleinen Versuchshopser.

„Ach, Sie sind ja verrückt!“

„Noch nicht. Aber ich werde es, wenn ich nicht bald eine Dummheit begehen kann.“

Ich holte mit beiden Armen weit nach hinten aus und liess mich langsam in die tiefe Kniebeuge hinab. Dann schnellte ich mich in die Höhe. Papenrock sprang entsetzt auf, und es gab ein lautes Gepolter. Ich hatte noch rechtzeitig innegehalten. Aber das herzliche Gelächter, in das Heinrich Demut ausbrach, zeigte mir an, dass ich meinen Zweck irgendwie erreicht haben musste. Es war in der That ein unerhörter Glücksfall eingetreten. Das elende Manuskript der Lizentiatenarbeit war mit der einen Seite platt auf den Butterteller gefallen, und über die andere hatte sich der Inhalt eines noch zur Hälfte gefüllten Bierglases ergossen. Damit war eine Fortsetzung der Vorlesung unmöglich gemacht.

Von da an wurde es gemütlich. Der Doktor erzählte Schwänke aus seiner Studienzeit, die allerdings meist ein bisschen zu harmloser Natur waren;

ich würzte die Milch seiner frommen Denkungsart durch einige kräftigere Spässe, und selbst Heinrich Demut taute so weit auf, dass er wenigstens ein paar Andeutungen über eigene Erlebnisse gab. Nur Papenrock hielt sich zurück. Er hatte sich noch nicht mit dem jetzigen Stand der Dinge ausgesöhnt und sass schmollend in einer Ecke.

Das hätte aber weiter nichts geschadet, wenn er nicht auf die unglückliche Idee gekommen wäre, sich ans Klavier zu setzen.

Er war übrigens ein ausgezeichnete Spieler, und Beethoven war sein Lieblingskomponist. Nachdem ich ihm eine Viertelstunde lang aufmerksam zugehört hatte, wurde ich durch ein leises, unterdrücktes Stöhnen abgelenkt, das aus der Sophaecke kam.

„O weh!“ dachte ich. „Er hat zu viel gegessen.“ Heinrich Demut sass nämlich da zusammengekrümmt wie einer, der heftige Leibschmerzen hat. Und sein Gesicht war von Grimassen verzerrt.

Ich näherte mich ihm.

„Fehlt Ihnen was?“ fragte ich leise.

„Nein,“ wimmerte er, „es wird mir zuviel.“

„Was denn?“

„Die Musik.“

Ich war starr vor Erstaunen.

„Ich halte es nicht mehr aus,“ ächzte der Unselige und machte einen verzweifelte Versuch aufzustehen. Er fiel aber kraftlos wieder zurück.

„Papenrock,“ schrie ich, „hören Sie auf! Dem Kollegen wird übel.“

„Wovon denn?“ fragte der sich umdrehend.

„Von Ihrem Spielen.“

Er stand gekränkt auf.

Es gab eine lange Pause, ziemlich peinlich für uns alle, nur nicht für Heinrich Demut. Er erholte sich sichtlich wieder. Erst trank er einen mächtigen Schluck, dann zündete er sich eine neue Cigarre an und zuletzt liess er einen tiefen wohligen Seufzer der Erleichterung hören.

Papenrocks wortlose Verstimmung schlug in offenen Ärger um.

„Hören Sie mal,“ sagte er schnoddrig, „woher sind Sie denn eigentlich?“

„Aus Tirol.“

„Na aber, ich denke, die Tiroler sind alle musikalisch.“

„Ach, was Sie musikalisch nennen! Schnadahüpferl singen wir da. Aber solchen Radau auf der Drahtkommode macht kein Mensch. Hören Sie mal zu!“ Und er sang:

„Mein Vater is a Nagelschmidt,

Nagelschmidt,

Nagelschmidt,

„Und was er find't, das nimmt er mit,

nimmt er mit.“

Es war furchtbar anzuhören. Vor der Thür gab es ein leises Geraschel und dann ein eilfertiges

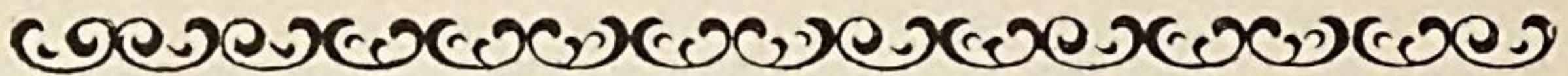
Trappeln die Treppe hinab. Herminchen hatte sich entsetzt aus dem Staube gemacht. Es war ihr aber wirklich nicht übel zu nehmen. Für Höhe und Tiefe der Töne ging dem Sänger jedes Unterscheidungsvermögen ab. Infolgedessen brachte er die unglaublichsten Intervalle zuwege, die selbst dem modernsten Symphoniker Interesse abgenötigt hätten. Und die Stimme dazu! Ein Bass von grundloser Tiefe und geradezu idealer Rauheit — kurz, es war ein tolles Gegröhle, das er verführte.

Wir waren froh, dass er nur den ersten Vers kannte.

Als ich nachher mit dem Doktor nach Hause ging, war ich noch ganz hin von dem Eindruck. Ich musste in einemzu lachen. Der Doktor aber schüttelte bedenklich den Kopf und sagte:

„Wie will sich aber der Mann in gebildeter Gesellschaft halten, wenn er Musik nicht hören kann?“





II.

Sein Vater war wirklich ein Nagelschmied, in einem kleinen Gebirgsdorf droben in Vorarlberg nicht weit von Feldkirch. Heinrich war der jüngste von sechs Brüdern. Es hatte ein frischer fröhlicher Geist in der Familie geherrscht. Wenn der Alte guter Laune war, traktierte er seine Sprösslinge mit Schnaps; wenn er wütend wurde, warf er mit den Stühlen nach ihnen. Und das eine schadete den Sprösslingen so wenig wie das andere. Stand das Barometer auf Sturm, so wussten sie durch die Thüre, durch die Fenster, oder wo sonst der Zimmermann ein Loch gelassen hatte, rechtzeitig das Freie zu gewinnen und lachten aus sicherer Ferne ihren Erzeuger aus. Der seinerseits schickte ihnen die fürchterlichsten Flüche nach. Bis die resolute Mutter die Ruhe wiederherstellte, indem sie zuerst den Alten beim Ohr nahm und an die Arbeit schickte, darauf die Jungen einzeln einfing und durchkarbatschte. Der Einfluss der heimischen Umgebung und der elterlichen Erziehungsmethode war bei Heinrich

nicht zu verkennen. Das echt bäuerliche Misstrauen, das er allen neuen Bekanntschaften entgegenbrachte, und wenn er aufgetaut war, so eine Art rücksichtsloser Fröhlichkeit Dingen und Personen gegenüber, die jeder andere ernst nimmt, diese Merkmale sind ihm zeitlebens eigen geblieben. Und auch der frische lustige Draufgängermut, der selbst vor der Aussicht auf eine gehörige Tracht Prügel nicht zurückschreckte.

Bei irgend einer Gelegenheit wurden die Jesuitenpatres, die in einem nahegelegenen Kloster hausten, auf den protestantischen Knaben aufmerksam und nahmen sich seiner an. Sie werden wohl ihre Absichten dabei gehabt haben. Sie führten ihn eigenhändig in die Vorhallen der Wissenschaft ein und verschafften ihm eine Freistelle am Gymnasium zu Feldkirch. Man sollte nun denken, der alte Nagelschmied hätte darüber seelenfroh sein müssen. Aber er hatte da seine eigenen Ideen. Seine fünf älteren Jungen hatten sämtlich bei ihm das Schmiedehandwerk erlernt, und es verstand sich für ihn ganz von selbst, dass Heinrich in ihre Fussstapfen treten würde. Die Beschäftigung mit der Wissenschaft erschien ihm bloss als eine Spielerei, die den Sohn allzulange von seinem eigentlichen Berufe fernhielt. Nur der Respekt vor den Patres verhinderte ihn, dieser seiner Ansicht den entsprechenden Ausdruck zu geben. Als Heinrich aber nun das Gymnasium absolviert hatte, war es mit der väterlichen Geduld vorbei. Es kam zu

einer Auseinandersetzung, die an Deutlichkeit von seiten beider Parteien nichts zu wünschen übrig liess. Der Vater erklärte, es sei nun des Büffelns genug und an der Zeit, dass Heinrich in die Schmiede käme.

„Oho, Alter!“ replizierte der Sohn ebenso unumwunden. „So haben wir nicht gewettet. Daraus wird nichts. Jetzt, wo ich das Gymnasium hinter mir habe, will ich auch studieren.“

„Was?“ schrie der Nagelschmied. „Studieren? Studieren willst du? Verflucht sollst du sein für alle Zeiten!“

Heinrich steckte den väterlichen Fluch ruhig ein und machte sich, von diesem Reisegepäck nicht sonderlich beschwert, auf den Weg nach Deutschland. Wie ein richtiger Handwerksbursche focht er sich durch bis nach Halle und ergab sich dort dem Studium der Theologie. Er machte das auf dieselbe Art, wie es hundert andere junge Leute ohne Geld auch machen: er bekam Stipendien, Freitische, Privatstunden, und schaffte sich in der Tochter des Wirtes seiner Stammkneipe eine „Braut“ an. So ging alles ganz gut; ja, es ging so gut, dass er seiner natürlichen Anlage zur Verteilung geistiger Getränke die wünschenswerte Ausbildung in vollem Masse angedeihen lassen konnte. Trotzdem war ihm zuletzt der Boden doch etwas heiss geworden. Der sogenannte „Schwiegervater“ hatte natürlich keine Ahnung von dem Wesen akademischer Bildung. Und so schien es ihm mit dem

Anwachsen des Pumpes, den Heinrich bei ihm angelegt hatte, ein wenig zu schnell und mit dem Studium ein wenig zu langsam zu gehen. Die Folge war, dass er, wie das solche Leute zu thun pflegen, anfang mit schnodderigen Redensarten um sich zu werfen. Das hatte Heinrich auf den Gedanken gebracht, sich nach einer Stelle umzusehen. Er wollte Halle auf eine Zeitlang verlassen, damit die „Braut“ mitsamt ihrem Vater durch den zeitweiligen Verlust seiner Gesellschaft inne würden, was sie an ihm besäßen. Auf diese Weise war er nach Erlenau gekommen.

Das alles erfuhr ich von ihm selbst auf den weiten Spaziergängen, die wir gemeinsam unternahmen und wenn wir beim Bier zusammen sassen. Denn wir beide hatten uns eng aneinander angeschlossen. Mein anfängliches Staunen war einem tiefen Verständnis seiner reinen Thorheit gewichen. Und wir gefielen uns gegenseitig. Wenn er in Stimmung war, erzählte er gern und viel. Ich aber habe allen meinen Freunden stets für einen vorzüglichen Zuhörer gegolten. Und die Pflege dieses Talentes machte mir ihm gegenüber wirkliches Vergnügen. Nur von seinem Brautstand sprach er nicht gern. Ich hatte gleich von vornherein den Eindruck, dass da nicht alles in Ordnung wäre. Es war schon viel, dass er mir „ihre“ Photographie zeigte. Ein Kabinettbild in ganzer Figur. Danach war sie ein bildsauberes Mädel, chic von der Frisur bis zu den Stiefelchen, viel

zu chic für eine Theologenbraut. Und die Augen! Es lag darin so etwas Keckes, Herausforderndes — so etwas „auf Teufel, komm raus!“ — Poussieraugen! — Nachdem ich das Bild gesehen hatte, begriff ich auch seine Schweigsamkeit über diesen Punkt. Ich verstand ihn eben ganz und gar. Deshalb bin ich auch sein Geschichtsschreiber geworden. Leider wollten sich die meisten übrigen Menschen nicht die Mühe geben, ebenso tief in sein Wesen einzudringen. Sie hielten sich an die äussere Schale und da fanden sie Grund genug, sich zu entrüsten. Das Dichten des menschlichen Herzens ist ja böse von Jugend auf. Und die Erlenauer machen keine Ausnahme.

Wenn ich Heinrich in seiner Wohnung aufsuchte und wir nicht Lust hatten, weiter zu gehen, stiegen wir oft in das Erdgeschoss hinunter, in das Hinterstübchen, wo Herminchen mit Verständnis und Anmut ihre wenig zahlreichen Stammgäste bediente. Meist sassen wir dort allein. Eines Abends aber war die Zahl der Anwesenden unerhörter Weise bis auf fünf gestiegen. Ausser uns beiden war Johann Friedrich Schleifstein III genannt Schwarzkopf selbst zugegen, sass in einer Ecke und rauchte seine lange Pfeife. Er war ein überaus schweigsamer Mann. Desto gesprächiger war sein Vetter, Arnold Heinrich Schleifstein II, genannt Breitenbauch, der Besitzer einer bedeutenden Eisen giesserei. Das war übrigens das einzige Bedeutende, was ihm eigen war. Er hatte noch den Buchhalter

der Rolandshütte mitgebracht, einen kleinen buckligen Menschen von einer Unbestimmbarkeit des Alters, die einen geradezu in Verlegenheit setzte. Breitenbauch sprach von ihm nie anders als mit den Worten: „Mein Freund Kleb.“

Der liebe Gott mag wissen, wovon wir uns in der ersten halben Stunde unterhalten haben. Soviel weiss ich selber noch, dass wir in der zweiten halben Stunde schon dabei angelangt waren, Witze aus den „Fliegenden Blättern“ zu erzählen. Heinrich besass dafür ein ausserordentlich gutes Gedächtnis. Und er tischte unermüdlich einen nach dem andern auf. Da ich solche Dinge sehr schnell wieder vergesse, so war ich in der glücklichen Lage, fast über jeden der vorgebrachten Scherze herzlich lachen zu können. Um so merkwürdiger war es mir, dass Heinrichs Erzählungskunst auf Breitenbauch und seinen Freund Kleb durchaus keinen Eindruck zu machen schien. Wenn sie anfänglich noch schüchtern gelächelt hatten, so wurden sie bald ernst, und bei jedem weiteren Witz verfinsterten sich ihre Mienen um einen Schatten mehr; geradezu ruckweise ging das.

Als ich einmal draussen mit Heinrich zusammentraf, sagte ich: „Du, was haben denn die Kerle nur?“

„Ich weiss es nicht. Sie scheinen nicht gern zu lachen.“

„Das ist aber doch sonderbar.“

„Ach lass nur, wir wollen sie schon kriegen.“

Als wir wieder ins Zimmer traten, sah ich, wie Breitenbauch ein klein wenig von seinem Freunde Kleb wegrückte, der ihm offenbar etwas in das Ohr geflüstert hatte. Und etwas gutes war es nicht gewesen, denn aus den Augen des Buckligen leuchtete giftige Bosheit.

Heinrich aber liess sich dadurch nicht beirren, oder er merkte es gar nicht. Er fuhr fort, seine finster blickenden Zuhörer mit Witzen zu bombardieren, mit dem einzigen Unterschied, dass er nun bei jedem Schuss die Pulverladung verdoppelte, immer stärker auftrug. Plötzlich indes erlitt die Kanonade eine unerwartete Unterbrechung. Bei einem besonders kräftigen Schwank erhielt Breitenbauch von seinem Freunde Kleb einen gelinden Rippenstoss, und alsbald erhob er sich zu seiner ganzen imposanten Grösse. Sich mit beiden Händen auf den Tisch stützend sagte er:

„Wissen Sie, meine Herren, Sie müssen uns für sehr dumm halten, dass Sie uns solche Sachen vorlügen.“

Wir sassen wie versteinert.

„Jawohl, vorlügen,“ piepste nun der Bucklige, „es ist kein wahres Wort an Ihrem Gerede.“

Und wieder rollte der Bass Breitenbauchs über den Tisch: „Wenn wir auch keine Gelehrten sind — aber so dumm sind wir doch nicht, dass wir das nicht gemerkt hätten.“

Und abermals quietschte die Kastratenstimme des Buckligen hinterher: „Und für Leute, die ge-

bildet sein wollen, schickt sich so ein Benehmen am allerwenigsten.“

Und ehe wir zur Besinnung kamen, hatte Breitenbauch eine Mark auf den Tisch geworfen und war hinausgegangen. Sein Freund Kleb folgte ihm schleunigst, ohne zu bezahlen.

Ein paar Sekunden saßen wir noch still. Dann fing es an uns zu schütteln. Wir wälzten uns einfach vor Lachen — bis die Stimme von Johann Friedrich Schleifstein III genannt Schwarzkopf sehr ernst ertönte: „Nein, meine Herren, so was dürfen Sie auch nicht machen.“

Als wir ihn betreten anschauten, fuhr er fort: „Breitenbauch ist nämlich im Kuratorium Ihrer Schule.“

Donnerwetter, ja! Daran hatten wir allerdings nicht gedacht.

So ein Kuratorium einer Privatschule ist eine sonderbare Einrichtung. Es hat seinen Namen davon, dass für gewöhnlich keiner der Herren sich um das Gedeihen der Schule oder das Wohlergehen der Lehrer kümmert. Tritt man dagegen mal einen persönlich auf die Hühneraugen, dann ist der Teufel los. Dann steht gleich die Zukunft der Anstalt auf dem Spiele. Und wie unschuldig kann man dazu kommen. Woher soll man zum Beispiel wissen, dass ein Mensch die „Fliegenden Blätter“ nicht vertragen kann?

— — — — —
Tragisch ist, wenn einer es recht gut machen will und fällt dabei hinein.

Wenn diese Definition meines litterarischen Freundes Erich Götz aus Wusterhausen richtig ist, so verdient das Schicksal Heinrichs mit Fug und Recht tragisch genannt zu werden. Nach der üblen Erfahrung, die er mit Herrn Arnold Heinrich Schleifstein II genannt Breitenbauch gemacht hatte, fasste er den festen Entschluss, fernerhin jede Gelegenheit, der Intelligenz der Erlenauer Eingeborenen zu nahe zu treten, sorglich zu meiden. Er sagte zu mir:

„Weisst du, man muss mit den Kerlen überhaupt nicht wieder zusammen kneipen. Das ist zu gefährlich. Ich werde von jetzt ab, wenn ich Durst habe, nur noch auf die Dörfer gehen.“

Und so geschah es. —

Diese Taktik erfüllte auch vier Wochen lang ihren Zweck so vollkommen, dass jeder Zusammenstoss vermieden wurde. Dagegen begünstigte sie die Erstarkung einer Leidenschaft in Heinrich, welche bis dahin auf dem tiefsten Grund seiner Seele geschlummert hatte, unter dem Einfluss der ländlichen Exkursionen aber in hellen Flammen ausschlug. Ich meine die Leidenschaft, Reden zu halten. In den Dorfschenken gesellten sich allerlei Leute zu uns, besonders die Dorfschullehrer, mit denen wir bald innige Freundschaft schlossen. Die Andacht nun, mit der in dieser Gesellschaft ein erster rednerischer Versuch Heinrichs angehört, und die Begeisterung, mit der er beklatscht wurde, entfachte in ihm ein so heftiges Redefieber, dass

er zuletzt nach dem dritten Glase absolut nicht mehr zu halten war. Er steckte sogar mich mit seiner krankhaften Leidenschaft an. Wir machten einen ordentlichen Sport daraus, bei jeder Gelegenheit und über jeden Gegenstand eine fulminante Rede zu schwingen.

Da wollte es das Unheil, dass uns eines Abends, als wir spät nach Erlenau zurückkehrten, aus dem Gastzimmer des Hotels zur Tanne ein lautes Stimmengetöse entgescholl, in dem wir deutlich die Worte „Bravo!“ und „Hört! Hört!“ unterschieden. Das war etwas so ungewöhnliches, dass wir nicht einen Augenblick zögerten einzutreten.

Die Einwohnerschaft von Erlenau war damals stark antisemitisch gesinnt. Es ist mir nicht bekannt, wie sie es heutzutage damit hält. Ich glaube aber, es wird wohl noch ebenso sein wie zu meiner Zeit. Man ist dort treu in Liebe und Hass. An diesem Tage hatte nun eine Versammlung stattgefunden, in der ein bedeutender Redner der antisemitischen Partei gesprochen und die Seelen entflammt hatte. Und die am stärksten Entflammten hielten in der Tanne eine Nachsitzung, in der die vorher angeregten Fragen lebhaft diskutiert wurden. Bei unserem Eintritt sprach gerade jemand mit fanatischer Beredsamkeit über die Ritualmorde.

Ich wusste, dass Heinrich nicht gerade übertrieben judenfreundlich war. Deshalb dachte ich an nichts arges, als er nach Schluss der Rede über

die Ritualmorde sich erhob, mit dem Deckel seines Glases ein mächtiges Geklapper verführte und selbst zu reden anhub. Und nun denke man sich meinen Schrecken bei dem, was ich anhören musste. Seine Rede erklimmte den Gipfelpunkt des Blödsinns und war die grossartigste oratorische Leistung, zu der er es je gebracht hatte. Sie begann mit den Worten: „Meine Herren, ich stehe durchaus auf dem Boden meines geehrten Vorredners — und schloss mit einem dreifachen Hoch auf den Königlich Preussischen Kommerzienrat Baron Gerson von Bleichröder, in das kein Mensch einstimmt; natürlich nur deshalb, weil der, den der Redner leben liess, schon seit ein paar Jahren, glaube ich, tot war.

Von diesem Tage an aber war Heinrich Demut politisch anrühig.





III.

Ich wusste schon damals, dass meines Bleibens in Erlenau nicht länger sein würde. Das Vaterland rief mich — oder weniger poetisch ausgedrückt: ich musste mein Militärjahr abdienen. Ich hatte die Erfüllung dieser Pflicht soweit hinausgeschoben, dass nun keine Ausrede mehr galt. Und Heinrich machte sich Hoffnungen auf meine Stelle, um so aus einer provisorischen Aushilfsperson eine definitive Lehrkraft der Rektoratschule zu werden.

Die Spekulation war so übel nicht.

Junge Leute hatten in Erlenau immer viel Geld.

Entweder waren sie die Söhne reichgewordener Eisenleute, oder sie bezogen als Angestellte der grossen Werke beträchtliche Gehälter, oder sie wussten sich neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit noch einträgliche Nebenbeschäftigungen zu verschaffen. Zu dieser letzteren Kategorie gehörten wir. Unsere Gehälter waren nicht hoch. Aber die Nachfrage nach Privatstunden war so stark,

und diese wurden so gut bezahlt, dass ich zum Beispiel nie vorher oder nachher so vorzüglich und andauernd bei Kasse gewesen bin, wie in dieser meiner ersten Stellung.

Aber wie die schönste Blüte einen Wurm bergen kann, so barg auch dieser ideale Zustand einen Nachteil. Es mangelte nämlich an genügenden Abflusskanälen für den Goldstrom, der sich in unsere Taschen ergoss. Man konnte in Erlenau selbst sein Geld schlechterdings nicht loswerden.

Daher hatte sich unter den lebenslustigen jungen Leuten die Sitte eingebürgert, fast regelmässig des Sonntags nach Köln zu fahren, um dort im Strudel grossstädtischer Vergnügungen den überflüssigen Mammon zu ersäufen. Eine Variation über das schöne, alte Lied:

Was ich des Tags verdient mit meiner Leier,
Das geht des Abends alles in den Wind.

Auch Heinrich Demut hatte das Nützliche und Angenehme dieses Verfahrens sehr schnell eingesehen und sich uns zu verschiedenen Malen angeschlossen. Wenn wir dann so mit dem letzten Zuge von Köln zurückkehrten, pflegten wir noch einmal zu einem Schlummertrunk in ein heimisches Lokal einzufallen. Und wieder war es bei einer solchen Veranlassung eine Nachsitzung in der „Tanne“, welche für Heinrich verhängnisvoll werden sollte. Wir sassen sehr vergnügt beisammen, als aus irgend einem Grunde, der mir

entfallen ist, ein Mitglied der Gesellschaft meinem Freunde einen Bierjungen aufbrummte. Für gewöhnlich war Heinrich der letzte, der einem derartigen feuchten Zweikampf aus dem Wege ging. Im Gegenteil, alles, was nur von ferne an eine Rauferei erinnerte, war ihm meist hochwillkommen. Aber der fatale Kitzel, immer etwas anderes zu thun als das, was man von ihm erwartete oder verlangte, der Dickkopf des Bauernsohns spielte ihm auch diesmal wieder einen Streich. Er lehnte die Forderung rundweg ab. Und das wäre noch nicht das schlimmste gewesen. Aber der Unselige stand auf, um in längerer Rede die Gründe seines Verhaltens auseinanderzusetzen. Die Rede war wieder ein Unikum. Zunächst machte er seine Zuhörer in aller Freundlichkeit darauf aufmerksam, dass sie doch stets mit ihrem Deutschtum kolossal zu protzen liebten und sich als die echten Nachkommen und Erben der alten Germanen betrachteten. Und dann behauptete er, der Zweikampf sei überhaupt keine altgermanische Sitte. Er stände vielmehr im geraden Gegensatz zu dem altgermanischen Ehrbegriff. Erst das Mittelalter habe diesen Unsinn importiert und zur Blüte gebracht, den es nun am Ende des neunzehnten Jahrhunderts so schnell wie möglich auszurotten gelte — —

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Ein wüster Lärm schnitt ihm das Wort ab. Stürmische Ohrufe mischten sich in das Hohngelächter, das nicht

aufhören wollte. Ein kleiner blondlockiger Kommissarie schrie sogar: „Raus! Demut raus!“

Mit Besorgnis sah ich der Entwicklung der Dinge entgegen. Um Heinrichs Lippen spielte ein teuflisches Lächeln. Er wartete ruhig, bis der Radau sich gelegt hatte, um dann fortzufahren:

„Ja, meine Herren, ich muss mich über Sie wundern; thatsächlich, ich wundere mich. Wenn ich hier vor einer Versammlung von Studenten und Reserveoffizieren spräche, so würde ich die Entrüstung meines Publikums begreifen können. Aber bei Ihnen — — ! Meine Herren, nehmen wir einmal an: Sie alle, wie Sie da sitzen, Sie wären in einer Universitätsstadt, meinetwegen in Halle, und kontrahierten da der Reihe nach einen Kunden an, sagen wir mal einen Korpsstudenten — ich will's Ihnen schriftlich geben, wenn Sie es wünschen: von Ihnen allen würde nicht ein einziger zur Mensur kommen, denn keiner von Ihnen würde für satisfaktionsfähig erachtet werden.“

Das war nun allerdings richtig, und die Begeisterung dieser jungen Leute für das Duell konnte kaum drastischer ad absurdum geführt werden. Aber du lieber Himmel! man bringt doch einen kläffenden Köter dadurch nicht zur Ruhe, dass man selber noch lauter bellt.

Es gelang mir eben noch, Heinrich unverseht aus dem Zimmer und aus dem Hause zu schaffen.

Draussen machte ich ihm ernste Vorwürfe.

„Du wirst dich hier noch ganz unmöglich machen,“ sagte ich.

Aber er war so berauscht von seinem „Erfolg,“ wie er es nannte, dass mit ihm nicht zu reden war.

Natürlich machte die Erzählung dieses Vorfalles die Runde durch ganz Erlenau, und nach drei Tagen stand es fest, dass Heinrich Demut ein grundsätzlicher „Kneifer“ war. Es wurde ausserdem auch noch dazu gelogen. Namentlich über die Veranlassung der Bierjungenforderung liefen allerlei Gerüchte um. Das verbreitetste behauptete, Heinrich sei vor der Kellnerin der „Tanne“ auf die Knie gefallen und habe ihr erklärt: „Ich liebe Sie.“ Das habe die Eifersucht des anderen geweckt, und so sei die Schose weitergegangen.

Obgleich diese letzte Version vollständig aus der Luft gegriffen war, so bereicherte sie dennoch meinen Freund um eine erbitterte Gegnerin. Herminchen nämlich, die liebliche Tochter seines Hauswirts, der das niederträchtige Geschwätz ebenfalls zu Ohren gekommen war, stellte ihn darüber direkt zur Rede. Und Heinrich machte ihr, um die Nichtswürdigkeit der Verleumdung in das hellste Licht zu stellen, Mitteilung von demjenigen Umstand, den er bisher schlauer Weise vor ihr gehütet hatte, wie man eine gestohlene Dynamitbombe hütet.

„I wo werde ich denn so was machen?“ sagte er. „Ich habe doch eine Braut in Halle.“

Das war ein Schlag ins Kontor. Denn Herminchen ging ins neunundzwanzigste und fing allmählich an, ihre Enttäuschungen zu zählen.

Es dauerte denn auch nicht lange, da kamen von allen Seiten die Anzeichen, dass die massgebenden Kreise der Bevölkerung sich mit einer Einmütigkeit ohnegleichen von Heinrich abwandten. Ich blieb ihm zwar auch in dieser Zeit des Abfalls treu. Aber meine Freundschaft konnte ihm wenig nützen. Ich war doch selbst nur ein junger Dachs und stand überdies selbst in dem Rufe, ein bisschen leicht zu sein. Eine um so kräftigere Stütze hatte er indes an unserem alten Herrn Zampa. Dieser prächtige alte Knabe hatte in seinem langen Wanderleben so viele durchaus verrückte Schulmeister kennen gelernt, dass Heinrichs kleine Absonderlichkeiten in seinen Augen nichts kompromittierendes hatten. Und da er in seiner Eigenschaft als stellvertretender Rektor gemerkt hatte, dass die Schüler unter Heinrichs Scepter vielleicht nicht mehr, aber auch nicht weniger als früher lernten, so warf er seinen ganzen Einfluss bei dem Kuratorium, zumal bei dem schier allmächtigen Vorsitzenden desselben, für den Verfehmten in die Wagschale. Und das stand fest: solange der Pastor Himmelschliesser einen nicht aufgab, solange war er noch nicht verloren.

Aber auch diesen letzten Ast sägte sich Heinrich eigenhändig ab.

Eines Tages erhielt er ein Billet vom Pastor, in welchem dieser ihn um seinen Besuch bat. Hein-

rich zog zur festgesetzten Stunde seinen Bratenrock an und ging wohlgemut ins Pfarrhaus.

Pastor Himmelschliesser gehörte in körperlicher Hinsicht zur Klasse der Pflaumenschmeisser, das heisst er war eine ungewöhnlich stattliche Erscheinung sowohl in Bezug auf die Höhe, als auf die Breite und den Umfang seines Leibes. Moralisch betrachtet galt er denjenigen Erlenauern, die etwas liberal angehaucht waren, für herrschsüchtig und unduldsam. Und ich will nicht leugnen, dass er etwas von einem Kirchenfürsten an sich hatte. Aber ich fand, dass ihn das gut kleidete und dass die Gemeinde sich im allgemeinen dabei nicht schlecht stand. Ich persönlich habe von ihm nur Liebes und Gutes erfahren. Heinrich war nicht so gut auf ihn zu sprechen. Er sagte einmal, schon die Figur des Pastors habe für ihn etwas Anmassendes, das ihn zum Widerspruch reize. Aber man kann daraus ersehen, wie wenig tief gegründet seine Antipathie war.

Der Pastor empfing ihn ernst, aber nicht unfreundlich, forderte ihn auf sich zu setzen, bot ihm eine Cigarre an, setzte selbst seine lange Pfeife in Brand und sagte dann: „Ihr Vater hat mir da einen Brief geschrieben.“

„Der Alte?“ rief Heinrich aufs höchste erstaunt. Und darauf brach er in ein lautes Lachen aus. „Wie hat er denn das angedreht? Er kann ja überhaupt nicht schreiben.“

Pastor Himmelschliesser vermisste in diesem

Ausbruch der Fröhlichkeit jedenfalls die kindliche Liebe, die jedem Sterblichen, insonderheit aber einem Erzieher so wohl ansteht. Denn er versetzte in sehr ernstem Ton: „Vielleicht hat Ihr Vater einen andern für sich schreiben lassen. Jedenfalls ist der Brief unterzeichnet: Christoph Demut, Schmied. Das ist doch Ihr Vater?“

„Allerdings, das ist er. Aber natürlich hat er einen andern für sich schreiben lassen. Das macht er immer so. Nur hat er's sonst offen gestanden. — Na, das ist ja schliesslich egal, ob's seine eigene Klaue ist oder nicht. Die Hauptsache ist: was will er denn, der alte Sünder?“

Der Pastor unterdrückte nochmals den scharfen Ausdruck der Missbilligung, der ihm auf der Zunge schwebte, und begnügte sich, in seine folgenden Worte so viel Nachdruck zu legen, als ihm die Autorität eines Vaters zu erfordern schien. „Er wünscht dringend, dass Sie zu ihm nach Hause zurückkehren.“

Das war nun bei dem guten Nagelschmied zur fixen Idee geworden, seit ihm seine Frau gestorben war. Alle sechs Wochen erhielt Heinrich eine Epistel, in welcher der Vater ihm bald in allem Ernste befahl oder mit flehentlichen Bitten zusetzte, er solle heimkommen. Seines Sohnes Erdenwallen durch die Jagdgründe der Wissenschaften war in seinen Augen nichts anderes als ein Vagabundieren, eine verruchte Faulheit, die notwendig zum Untergang führen musste.

Heinrich fühlte sich durch diese Eröffnung denn auch ganz beruhigt, legte sich in seinen Stuhl zurück und sagte: „Na, wenn's weiter nichts ist! Die verrückte Idee wird er ja nun wohl nicht mehr loswerden.“

Sie waren im Grunde genommen beide treffliche Menschen, der Pastor sowohl als Heinrich. Das Unglück bestand nur darin, dass der Pastor niemals in die Lage gekommen war, am eigenen Leibe erfahren zu müssen, dass das vierte Gebot sich unter Umständen als ein Problem entpuppen kann. Daher kam es auch, dass ihm jetzt der Geduldsfaden riss.

„Herr Demut,“ sagte er, „ich bitte mir aus, dass Sie in meiner Gegenwart wenigstens mit mehr Respekt von Ihrem alten ehrwürdigen Vater sprechen.“

Heinrich lächelte überlegen. „Herr Pastor,“ erwiderte er, „alt ist der Mann, das stimmt. Die 68 hat er nun auf dem Buckel. Aber ehrwürdig kann ihn nur ein böswilliger Verleumder nennen. Und wenn er hier wäre, würde er sich das selber schön verbitten. Er will gar nicht ehrwürdig sein. Im Gegenteil. Wenn man ihm eine recht grosse Schmeichelei sagen will, dann braucht man ihn bloss einen verfluchten Kerl zu nennen. Das heisst bei uns soviel wie sackgrob, immer halb im Thran und immer bereit, mit den Fäusten dreinzuschlagen. Sehen Sie, so ist mein Vater. Und mir gefällt er so ja auch ganz gut. Nur das eine gefällt mir

nicht, dass er mich mit seinen verdammten Briefen verfolgt, wo ich hinkomme. Was soll ich denn nur bei ihm? Ich habe doch nicht zehn Semester studiert, um nun Hufnägeln zu hämmern! Das muss doch jeder einsehen.“

Das sah Pastor Himmelschliesser auch ein; und obgleich ihm einige von Heinrichs rhetorischen Wendungen der Situation nicht zu entsprechen schienen, nahm er sie doch ohne Rüge hin und bemühte sich, bei der Sache zu bleiben.

„Er schreibt, dass er sich so einsam fühle, nachdem seine fünf älteren Söhne ihn verlassen und sich selbständig gemacht hätten.“

„Jawohl, selbständig gemacht!“ grollte Heinrich. „Sie hätten sich schön gehütet, wenn sie anders gekonnt hätten. Wissen Sie, weshalb ihn die alle verlassen haben? Weil nicht mit ihm auszukommen ist. Weil er total verdreht ist, und wenn ihm einer widerspricht, wird er sofort handgreiflich. Dann schlägt er los, wie's gerade kommt. Und da ein erwachsener Mensch sich doch nicht alle Tage prügeln lassen will und man doch auch gegen seinen leiblichen Vater die Hand nicht aufheben mag — so gehen sie eben fort. Und was mich angeht — um mich hat er's erst recht nicht verdient. Erst hat er's zugelassen, dass ich die Schule besuchte; und als ich sie durchgemacht, Blut geleckt hatte, da wollte er mich wieder in seine Schmiede stecken. Als ich darauf nicht einging, hat er sich den Teufel um mich gekümmert.“

Seinetwegen hätte ich verhungern können. Dann hätte er sich noch die Hände gerieben und gesagt: So ist's recht. Weshalb folgt der Halunke nicht seinem Vater? Das hätte er gesagt, Sie können sich drauf verlassen. Und er hätte mir schon helfen können, wenn er gewollt hätte. Er ist gar nicht so arm, wie er sich anstellt.“

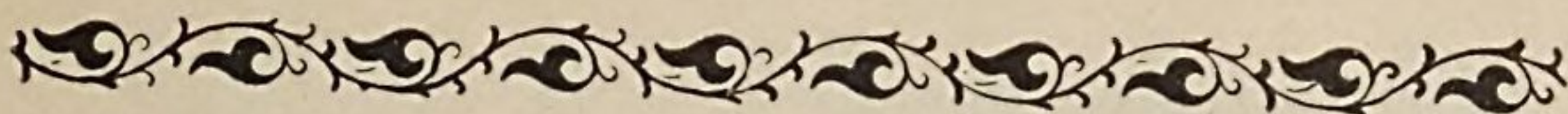
Dem Pastor dämmerte wohl eine Ahnung auf, dass in diesem Falle der Sohn doch wohl mehr im Recht sein dürfte als der Vater. Aber er glaubte es seinem Seelsorgeramt schuldig zu sein, eine Aussöhnung herbeizuführen. Er hielt also dem ihm anvertrauten Schafe eine lange eindringliche Ansprache, die dieses auch in aller Ruhe anhörte. Und so wäre alles noch gut abgelaufen, wenn er nicht zum Schluss das Ansinnen an Heinrich gestellt hätte, er solle seinem Vater einen recht liebevollen Brief schreiben und ihm darin auseinandersetzen, weshalb sein Wunsch unerfüllbar sei. Das ging Heinrich über die Hut-
schnur.

„Nee,“ sagte er erbost und stand auf, „ich habe schon zu viel Papier verschmiert, um dem alten Querkopf das begreiflich zu machen. Er kapiert's ja doch nicht, weil er's nicht kapieren will. Wenn's Ihnen aber Spass macht, können Sie ja selber mal mit ihm in Korrespondenz treten.“

Und damit verabschiedete er sich ohne allzugrosse Förmlichkeit.

Vierzehn Tage später waren zwei neue Kräfte engagiert, ein Rektor und ein vierter Lehrer. Heinrich aber erhielt ein Schreiben des Kuratoriums, in dem ihm eröffnet wurde, dass es ihm freistünde, mit Beginn der Osterferien sich nach einem anderen Wirkungskreis umzusehen.





IV.

Eine Stunde nach dem Beginn der Osterferien fuhren wir zusammen von Erlenau ab, nach Halle; ich, um als Einjähriger in das erste Bataillon des Magdeburgischen Füsilierregiments No. 36 einzutreten, Heinrich, um sich vorläufig einmal zum ersten theologischen Examen zu melden. Wir fuhren die Nacht hindurch. Es war eine ziemlich trübselige Reise. Ich vermochte mich nicht zu der Höhe patriotischer Begeisterung aufzuschwingen, von der aus gesehen die deutsche Armee sich wie eine Ferienkolonie präsentiert. Und Heinrich hatte für die Möglichkeit seiner künftigen Existenz keine anderen Garantien als die Liebe seiner „Braut“ und die Opferwilligkeit seines Schwiegervaters. Nach seiner Laune zu schliessen war die Ausgiebigkeit dieser Garantien ihm selbst recht fragwürdig. — —

Vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Halle besuchte mich Heinrich. Ich lag im Bette, hatte geschwollene Füße und war sehr niedergeschlagen. Er strahlte vor Vergnügen.

Das ärgerte mich.

„Nanu?“ grobte ich ihn an. „Du hast wohl das grosse Los gewonnen?“

„Beinahe,“ entgegnete er und rieb sich die Hände. „Ich habe mich nämlich entlobt.“

Die eigensüchtige Regung meines Herzens verflog, und das reinste Mitgefühl erfüllte meine Seele. „Gott sei Dank!“ sagte ich. Sein Brautstand war mir immer sehr problematisch vorgekommen.

„Du hast Recht. Da hätte ich schön hineinfallen können. Denke dir, das gute Mädchen hatte während meiner Abwesenheit in aller Unschuld so ein kleines Techtelmachtel mit einem Mediziner im zweiten Semester angefangen. Und als ich sie darüber zur Rede stellte, sagte sie ganz entrüstet: Na, du denkst doch nicht, dass ich mich hier inklosternde werde, während du dir in Erlenau das Leben schön machst? — Da waren wir fertig mit einander, das kannst du dir wohl denken.“

Ich nickte. Ich war sehr zufrieden mit ihm. Das schien mir der erste wirklich gescheite Streich zu sein von allen, die er jemals gemacht hatte.

„Jawohl, Freundchen,“ fuhr er fort, „nun werden wir ein neues Leben anfangen. Du machst dir keinen Begriff, wie leicht mir ums Herz ist. Arbeiten, Freundchen, arbeiten will ich jetzt, dass sich die Balken biegen, und dann Examen machen. Donnerwetter, das Leben ist doch schön.“

Ich war unterdessen schon wieder ein bisschen bedenklich geworden.

„Hör' mal,“ sagte ich zögernd, „wovon willst du aber eigentlich nun leben? Du dachtest doch, der Schwiegervater —“

„Der Teufel soll ihn holen,“ unterbrach er mich. „Der knickerige Hund hätte ja doch nichts herausgerückt. Nein, Bester, lass man! lieber hungern — das ist besser. So schlimm steht's übrigens noch nicht. Meine Wirtin giebt mir vorläufig noch Kredit — und dann wird sich schon was finden.“

Er war so hoffnungsselig wie in jenen Tagen, als er sich von Tirol nach Halle durchgefochten. —

Ich musste eine ganze Woche lang das Bett hüten. Mein Eifer, in die Geheimnisse des langsamen Schrittes einzudringen, hatte an dem harten Boden des Kasernenhofes einen zu hartnäckigen Widerstand gefunden. Heinrich kam täglich zu mir, sass stundenlang an meinem Schmerzenslager und unterhielt mich. Meine Dankbarkeit dieser Aufopferung gegenüber wäre grenzenlos gewesen, wenn nicht eine bedauerliche Eigenschaft Heinrichs dem edelsten aller Gefühle Schranken gesetzt hätte.

Eines Abends konnte ich es nicht mehr mit ansehen.

„Heinrich,“ sagte ich, „es geht, weiss Gott, so nicht weiter.“

„Was denn?“ fragte das Ungetüm seelenruhig und paffte mir eine dicke Wolke ins Gesicht.

„Das mit deinem Rauchen. Das halte ich nicht aus. Du verqualmst mir in der Stunde vier Cigarren, macht pro Tag ein Dutzend. Auf diese

Weise wird mir deine Gesellschaft thatsächlich zu teuer.

Er lachte laut. Aber am nächsten Tage kam er schon vormittags um elf Uhr und brachte mir ein Kistchen mit 50 Stück „Bremer Handarbeit.“

„Mensch, du bist wohl verrückt geworden?“ schrie ich ihn an. „Nagst selber am Hungertuche —“

„Halt einmal an!“ fiel er mir ins Wort. „Von Hungern ist nun keine Rede mehr. Hier sieh mal — kennst du die Vögel?“ — und damit holte er ein paar Goldstücke aus der Westentasche und hielt sie mir übers ganze Gesicht grinsend unter die Nase.

„Wo hast du denn das Zeug her?“ fragte ich erschrocken.

„Vorschuss,“ antwortete er. „Auf meine neue Stellung.“

„Hast du was gefunden?“

„Fein! Pikfein! Ich bin von heute ab Gesellschafter des Herrn von Kalusius.“

„Gesellschafter?“

„Na ja — oder Bärenführer — oder Hauskaplan — oder — ach, es ist ja ganz egal, was ich bin. Ich gebe nichts auf Titel. Jedenfalls eine Stellung, wie ich sie mir nicht besser hätte wünschen können. Der Mann ist nämlich ein bisschen taub; deshalb braucht er zu seiner Unterhaltung einen jungen Mann mit guten Stimmmitteln. Ausserdem ist er ein bisschen fromm, deshalb nimmt er einen

Theologen. Schliesslich hat er ein gutes Herz; deshalb reflektiert er auf ein armes Luder, dem er mit dieser Anstellung eine Wohlthat erweist. Sämtliche Eigenschaften findet er in mir auf das Glückliche vereinigt — und so ist uns beiden geholfen.“

„Und was wird aus deinem Examen?“ fragte ich dazwischen.

„Auch dafür ist gesorgt. Den ganzen Vormittag habe ich für mich frei, da kann ich also schuften nach Herzenslust. Mein Dienst fängt erst mit dem Mittagbrot an. Dabei steh' ich meinen Mann. Nachher hab' ich mit der Gnädigen eine Partie Billard zu spielen. Da ich aus Galanterie doch verlieren muss, so schadet's nichts, dass ich davon soviel verstehe, wie die Kuh vom Sonntag. Dann geh' ich mit dem Herrn spazieren bis sieben Uhr; das werd' ich wohl aushalten. Kommt wieder Abendbrot und eine Partie mit der Gnädigen — um zehn Uhr Schluss.“

Ich gratulierte ihm von Herzen.

Als er weg war, fiel mir's schwer auf die Seele. Du, lieber Himmel, was sollte das werden? Heinrich mit einer „Gnädigen“ Billard spielen! Der Bärenhäuter, der in seinem ganzen Leben noch keine zehn Worte mit einer feinen Dame gewechselt hatte. Das konnte eine nette Bescherung geben.

Aber es ging besser, als ich dachte. Man schien in der Familie Kalusius sogar sehr erbaut

von ihm zu sein. Wenigstens wurde er bei jeder Gelegenheit so reich beschenkt, als ob er ein Kind des Hauses wäre. Er stieg jetzt umher wie ein Dandy, in feiner Wäsche und gediegenen Anzügen, ja, er trug sogar meistens Handschuhe.

Ich hatte in dieser Zeit wenig Gelegenheit, mit ihm zusammenzutreffen. Der Militarismus hatte mich vollständig mit Beschlag belegt. Auf die Periode der lahmen Füße war diejenige des erwachenden Ehrgeizes gefolgt. Ich bildete mir damals ein, die besten Griffe in der Kompagnie zu machen. Einmal indes hatte ich einen dienstfreien Nachmittag und bummelte in der Stadt umher. Plötzlich sah ich auf der anderen Seite der Strasse meinen Heinrich mir entgegenkommen. Er führte ein kleines Hündchen an der Leine und war in der Begleitung eines ebenfalls kleinen, zartgebauten Herrn von vielleicht vierzig Jahren mit ziemlich stumpfem Gesichtsausdruck. Als er mich erblickte, steuerte er unverzüglich über den Fahrdamm herüber auf mich zu. Dabei schleppte er das kleine Hündchen, welches so schnell nicht mit konnte, unbarmherzig hinter sich her. Der kleine Herr trottete stumpfsinnig und ergeben in seinem Fahrwasser.

„Na, alter Junge,“ rief er, „wie geht's denn?“

„Gut. Und dir?“

Er schnitt eine Fratze und antwortete: „Heiss mich nicht reden, heiss mich schweigen! Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht.“

Unterdessen war der kleine Herr auch angelangt und stand demütig da am Rande des Trottoirs in der Gosse, halb verdeckt von dem breiten Rücken seines Gesellschafters.

„Willst du mich nicht vorstellen?“ mahnte ich halblaut.

„Ach, wozu denn? Das verlangt der gar nicht.“ Er drehte sich aber doch um und schrie dem kleinen Herrn in die Ohren: „Ein guter alter Freund von mir. Thossan heisst er.“

Herr von Kalusius zog sehr höflich seinen Hut und machte mir eine Verbeugung. Ich erwiderte seinen Gruss ebenso.

„Kommst du ein bisschen mit?“ fragte Heinrich.

Ich war's zufrieden. Herr von Kalusius machte ebenfalls keine Einwendungen, und so zogen wir los, der kleine Herr immer auf dem Rande des Bürgersteiges, von wo er jeden Augenblick heruntertreten musste, um die uns entgegenkommenden Passanten vorbeizulassen.

Ich machte Heinrich auf das Unpassende seines Verhaltens aufmerksam.

„Ach was!“ schnauzte er. „Ich soll wohl auch noch besonders höflich sein? Das fehlte gerade. Schlimm genug, dass ich so mit dem stumpfsinnigen Onkel herumziehen muss. Glaubst du vielleicht, das wäre ein Vergnügen?“

Dafür hielt ich es allerdings auch nicht. Aber ich sagte ihm, dass man für ein Vergnügen in der Regel auch nicht so splendid bezahlt würde.

„Ja, das sagst du so. Splendid bezahlt! Übers Ohr haben sie mich gehauen, rite übers Ohr gehauen. Sie haben mir gesagt, er wäre ein bisschen taub. Das ist er freilich, und nicht bloss ein bisschen. Aber was er sonst noch ist, das haben sie nicht gesagt. Ich hab's allerdings sehr bald selber herausgekriegt. Verrückt ist er, komplett verrückt. Ich bin kein Gesellschafter, Gott bewahre! Ein Wärter bin ich, ein Irrenwärter. Und dafür habe ich mich nicht engagieren lassen.“

„Schrei doch nicht so!“ bat ich ihn.

„Ach Gott, er hört ja nichts, keinen Ton hört er, wenn man ihm nicht in die Löffel brüllt. — — Halten Sie doch einmal einen Augenblick den Hund!“ schrie er dann wieder mit Löwenstimme.

Der kleine Herr nahm folgsam die Leine in die Hand, und Heinrich trat in einen Laden, um sich Cigarren zu kaufen. Wir schritten währenddessen langsam weiter.

Ich wollte doch auch etwas mit dem armen Tauben sprechen. Ich räusperte mich also und heulte mit aller Kraft meiner Lungen: „Sehr schönes Wetter heut zum Spazierengehen.“

Herr von Kalusius schaute nur einen Moment in die Höhe, schüttelte den Kopf und wandte dann seine ganze Aufmerksamkeit wieder dem Hündchen zu, das vor uns herlief. Dabei war es das prachtvollste Maiwetter, das man sich denken konnte.

Heinrich holte uns ein.

„Wie kommst du denn mit der Gnädigen aus?“ fragte ich.

„Sehr gut. Wir zanken uns, solange wir beisammen sind.“

„Du wirst doch nicht wieder Dummheiten machen?“

„Nein, das mag sie gern. — Aber ich habe jetzt das Billardspielen gelernt und lege sie regelmässig hinein. Das kann sie nicht vertragen.“

„Dann lass sie doch gewinnen!“

„Fällt mir nicht im Traume ein. Was ich im Schweisse meines Angesichts erworben, das will ich auch geniessen.“

— „Ich will nach Hause,“ sagte nach einer Weile der kleine Herr mit weinerlicher Stimme.

„Da haben wir den Salat,“ knurrte Heinrich wütend. „Ob der Kerl nicht jedesmal nach Hause will, wenn es schön ist! Wenn's Bindfaden regnet, dann hat er sicher Lust, nach Ammendorf zu laufen.“

„Gott, wenn er doch krank ist!“ suchte ich zu begütigen.

„Das ist es ja eben. Ich habe mich nicht verpflichtet, mich von einem Verrückten malträtieren zu lassen.“

— „Es ist ein undankbarer Mensch,“ dachte ich bei mir, als ich allein war. —

Ein paar Wochen darauf hatte ich des Vormittags einen Kranken in das Lazarett begleitet. Auf dem Rückweg traf ich Heinrich, der

wie besessen an mir vorbeischoss, ohne mich zu sehen.

Ich rief ihn an. „Wo willst du denn hin?“

„Ich suche die armen Familien auf, die sich bei meiner Gnädigen um eine Unterstützung beworben haben. Da muss man sich jedesmal erkundigen.“

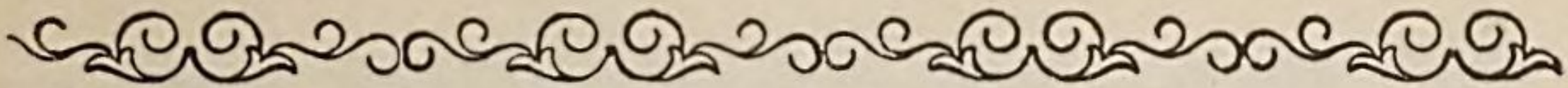
„Das musst du auch machen!“ Ich empfand plötzlich ein tiefes Mitleid mit ihm.

„Ach nee, du,“ sagte er eifrig, „das finde ich ganz in der Ordnung. Das gehört zu den Obliegenheiten eines Hauskaplans. Zweifellos. Und es macht mir auch wirklich Spass. — Mahlzeit übrigens! Ich habe noch vier Besuche zu machen.“

Fort war er.

— „Er ist doch ein guter Kerl,“ verbesserte ich seine Censur.





V.

Es war abermals Winter geworden, und Neujahr war schon wieder vorüber. Heinrich war sehr fleissig gewesen. Er hatte seine schriftlichen Examensarbeiten zur rechten Zeit abgeliefert und war nun auf einen der ersten Februartage zum Mündlichen einberufen. Am Tag vorher war er noch bei mir.

„Übermorgen um diese Zeit ist alles überstanden, so oder so,“ sagte er.

Ich hatte keine Angst um ihn.

Am folgenden Nachmittag rückte meine Compagnie zu einer Felddienstübung mit Winterbiwack aus. Der Spass dauerte zwei volle Tage. Gegen Abend kamen wir zurück. Ich zog mich sofort um und machte mich auf den Weg zum Hause des Herrn von Kalusius.

Das Dienstmädel öffnete.

„Herr Demut zu Hause?“

„N — — nein,“ antwortete sie zögernd und unsicher.

„Hm! — Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn treffe?“

„Das kann ich auch nicht. — Herr Demut hat vor einer Stunde seine Sachen geholt.“

„Seine Sachen geholt? Nanu — was soll denn — —“

„Er ist fort.“

„Fort? Wieso?“

„Ja, er ist nicht mehr bei uns.“

Ich war starr.

Das Mädcl sah sich vorsichtig um, ob uns niemand beobachtete, und flüsterte mir dann ins Ohr: „Er hat sich mit der Gnädigen gezankt.“

Also entlassen! Wieder einmal!

Ich ging unschlüssig die Strasse hinab. Ich hatte keine Ahnung, wo ich ihn suchen sollte. Vielleicht war er zu mir gegangen. Ich rannte nach Hause. Er war nicht dagewesen. Ich blieb den ganzen Abend daheim. Er kam auch nicht.

Eine Woche verging. Von einem bekannten Theologen erfuhr ich, dass Heinrich im Examen durchgefallen war. Von ihm selbst war nichts zu sehen und nichts zu hören. Er schien reinweg verschwunden zu sein. Schliesslich kam ich auf die Idee, einmal in seiner alten Wohnung nachzusehen. Die lag auf dem „Harz“. Eine ulkige Bude. Über seinen zwei Stockwerken hatte das Haus noch dieses eine Zimmer, das wie ein Turm obendrauf gesetzt war. Mit seinen sämtlichen vier Wänden grenzte es an die freie Luft und war

ausserdem mit Fenstern geradezu gespickt. Wir nannten das Ding nur die Sternwarte. Im Sommer herrschte da oben eine wahnsinnige Hitze; im Winter hätte man ein ganzes Kohlenbergwerk verfeuern können, um die Temperatur über zehn Grad zu bringen. Kein Mensch wollte dort mieten. Nur Heinrich hatte eine merkwürdige Schwäche für das Lokal. Er hatte schon während seiner ganzen Studentenzeit darin gehaust.

Ich fand ihn wirklich dort vor.

Er lag auf dem Kanapee, in eine alte Reise-decke eingemummt, und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Der Taback roch nicht berühmt. Im Ofen war kein Feuer.

„Was machst du denn nur?“ fragte ich mit sanftem Vorwurf.

„Ich danke, mir geht's ganz leidlich.“

Ich hatte mich gesetzt, stand aber gleich wieder auf. Das war schlimmer als ein Winterbiwack. Man konnte sich auf den Tod erkälten. Ich steckte mir eine Cigarre an und ging hin und her.

„Was willst du denn nun anfangen?“

„Das weiss ich noch nicht. Ich habe noch zwanzig Mark Ersparnisse. Wenn die alle sind, werde ich darüber nachdenken.“

Ich beschleunigte das Tempo meines Marsches, 120 in der Minute.

„Komm doch mit zu mir! Da ist's wenigstens warm.“

Er hatte keine rechte Lust dazu. Aber zuletzt,

auf mein Drängen, schälte er sich doch aus seiner Decke heraus, zog den Überzieher an und kam mit.

Daheim bestellte ich einen heissen Grog. Als er zwei Glas davon getrunken und zwei Cigarren dazu verpafft hatte, war er in der Verfassung, um erzählen zu können.

„Das kann ich wohl sagen,“ fing er an, „diesmal ist mir die Sache doch nahe gegangen.“

„Ja, aber Mensch —“

„Wart's doch ab!“ unterbrach er mich trocken. „Du wirst schon alles erfahren, da ich nun einmal mitgegangen bin. — — Also! — Ich hatte mir in der letzten Woche ein richtiges Brett vor den Kopf geochst. Deshalb sag' ich zu mir am letzten Tage: heut wird nichts gethan — und mache einen grossen Spaziergang. Wie ich nach Hause komme, lässt mich die Gnädige zu sich bitten. Ich gehe 'runter. — Es wäre Besuch für mich dagewesen. — Wer denn? — Eine junge Dame. — Oho! Ich freute mich ordentlich darüber. So dumm! — Sie blieb ganz ernst. — Ja, Ihre ehemalige Braut. — Ach verflucht! Jetzt wurde mir's ungemütlich. Ich hatte doch bei dem verflossenen Schwiegeralten einen herzhaften Pump angelegt, und an Bezahlen war noch nicht zu denken gewesen. Mahnbriefe hatte ich ja genug gekriegt. Aber die hatte ich alle ad acta gelegt. Und nun war die Kröte selbst gekommen. — Die Gnädige fuhr fort zu reden, mit einem unerträglichen Gesicht, so wie — na,

als ob sie die Mutter wäre, die betübte Mutter, und ich ein verlorener Sohn. Das Mädchen hätte ihr eine lange Geschichte erzählt: von unschuldigem Übermut und kindischem Trotz ihrerseits und von Missverständnissen und Unversöhnlichkeit meinerseits, und sie bereute so sehr, was sie gethan, und sie könnte sich nicht denken, dass ich sie ganz vergessen hätte, und so weiter. Ich fing schon wieder an vergnügt zu werden. Wenn's weiter nichts war! Ich war nur froh, dass es sich nicht um die Moneten handelte. Ich machte denn auch ein sentimentales Gesicht und sagte, darüber liesse sich ja noch sprechen, aber am Tag vor dem Examen wäre ich nicht in der Stimmung dazu. — Ja, das hätte das Mädchen auch gesagt: gerade vor dem Examen müsse sie Sicherheit haben, denn nachher wäre ich nicht mehr an Halle gebunden, ich könnte wer weiss wohin gehen, und sie hätte dann das Nachsehen. Ich überlegte einen Augenblick und entschloss mich, offen zu sein. — Gnädige Frau, sagte ich, die Wahrheit zu sagen werde ich nach dem Examen nicht anders über die Sache denken als jetzt. Das Mädchen hat mich hintergangen, und damit ist für mich alles vorbei. Ausserdem bin ich froh, dass ich so davongekommen bin; ich passe nicht dahin, in so eine Familie. — Und nun kam der Kladderadatsch. — Aber das Geld der armen Leute passte Ihnen, sagte die Gnädige. — Also doch! O das schlaue Luder! Ich war so paff, dass ich wie ein erwischter Schulbube dasass. Und das

Mäulchen der Gnädigen ging munter weiter. Das war so recht was für sie. Eine richtige Predigt hielt sie mir. Nachdem ich das einmal gethan, Geld von den Leuten genommen, wäre ich gebunden. Die Leute hätten dabei bewiesen, dass sie fest auf mich bauten. Dieses Vertrauen dürfte ich nicht täuschen. — Dazu musste ich nun lächeln. Das brachte sie noch mehr in den Harnisch und schliesslich kam sie darauf hinaus, dann hätte ich die ganze Liebelei nur angefangen, um das Geld zu kriegen. — Da schwoll mir der Kamm. Eine elende Wut packte mich. Das war doch eine infame Beleidigung. Gerade als wenn ich der gnädigen Frau von Kalusius vorwerfen wollte, sie hätte ihren kleinen verrückten Mann auch nur geheiratet, weil er ein kleiner Millionär war. Und das sagte ich denn auch.“

„Menschenkind, das hast du der Frau ins Gesicht gesagt?“

„Na, mit den Worten gerade nicht, aber der Sinn war so. — Ja. — Und da war natürlich alles aus.“

Er steckte sich die dritte Cigarre in den Mund und legte sich zurück, als ob er mit seiner Erzählung fertig wäre.

„Aber das Examen?“ drängte ich.

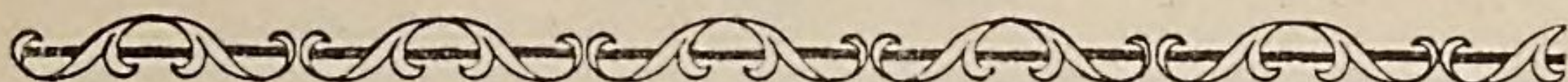
Er lachte kurz und trocken auf. „Dazu gehört nun wirklich nicht viel Einbildungskraft, sich das vorzustellen. Ich war in einer miserabelen Laune, am andern Morgen noch schlimmer als gleich

hinterher. Beim Kastellan ging der Krakehl schon los. Und dann kam ich bei Kautzsch im Hebräischen dran. Er legte mir einen unpunktirten Text vor, ein niederträchtig schweres Kapitel aus dem Deuteronomium, und verlangte, das sollte ich punktieren. Ich sagte, das könnte ich nicht, darauf wäre ich nicht eingefuchst. — Das wäre schlimm, meinte er. — Ich war auch nicht faul und behauptete, so etwas würde nirgends verlangt. Darauf wurde er ungemütlich und sagte, das wäre nicht meine Sache — was ich nicht einsehen konnte. Schliesslich beschwerte ich mich darüber, dass niemand zum Protokollieren da wäre. Ich wollte unsern ganzen Diskurs zu Protokoll genommen haben. Von da an ging alles quer. Als mir's zu toll wurde, lief ich einfach fort. — So, nun hast du die ganze Bescherung.“

Das sah ihm wieder mal so recht ähnlich. Der Unglücksmensch! Was sollte bloss noch mit ihm werden? Ich war ganz geknickt über ihn. Ihm dagegen hatte es augenscheinlich gut gethan, dass er sich hatte aussprechen können. Er wurde nach und nach geradezu fidel, trank Grog wie ein Matrose, qualmte wie ein Schornstein, und wenn ich ihn nicht himmelhoch gebeten hätte, hätte er zum Schluss sogar sein berühmtes Lied vom Nagelschmied gesungen. Mit Mühe bewahrte ich meine Hausgenossen vor dem Schicksal, diesen Kantus anhören zu müssen. Ich musste ihn nach Hause

bringen und machte mich dabei einer bedeutenden
Urlaubsüberschreitung schuldig. So weit hatte ich
die Respektlosigkeit den Kriegsartikeln gegenüber
noch nicht ein einziges Mal getrieben. Aber was
thut man nicht seinen Freunden zu Liebe, zumal
wenn sie im Pech sitzen?





VI.

Als ich das nächste Mal die Sternwarte bestieg, war Heinrich Demut nicht mehr vorhanden.

„Er ist ausgezogen,“ sagte die Wirtin.

„Wirklich ausgezogen?“ fragte ich zweifelnd.
„Hat alle seine Sachen mitgenommen?“

„Ja, er hat alles bezahlt,“ entgegnete verständnisvoll die wackere Frau.

„Wo hatte er denn das Geld her?“

„Das weiss ich nicht. Aber er hat alles bezahlt.“

Ich war nun schon daran gewöhnt, dass er kam und verschwand ohne An- und Abmeldung. Ich machte mir also diesmal keine übermässigen Sorgen um ihn. Dazu war ich in dieser Zeit zum Unteroffizier avanciert und hatte alle Hände voll zu thun, um den gesteigerten Ansprüchen meiner militärischen Stellung gerecht zu werden. Sonst wäre es mir doch wohl aufgefallen, dass er ungewöhnlich lange nichts von sich spüren liess.

Am ersten April zog ich die Uniform aus.

Die wiedergewonnene Freiheit voll auszukosten, machten wir eine grosse Bummelreise durch ganz Halle. Ich traf unzählige Bekannte, auch einen, der mit Heinrich zusammen im Examen gewesen war, mit mehr Erfolg als mein Dickschädel von Freund.

„Wissen Sie nicht, wo sich Demut umhertreibt?“ fragte ich.

„Der? Der ist doch wieder mit seiner Braut einig geworden,“ sagte der Mann und zog ein Gesicht.

O weh! — Mir war die ganze Lust an unserer Bierreise vergangen. Stillschweigend drückte ich mich und pilgerte nach der Kneipe des sogenannten „Schwiegervaters“.

Ich war noch nie dort gewesen. Es war ein obskures Lokal in der alten Stadt, zwischen der grossen Ulrichstrasse und der Saale gelegen. Das grosse verräucherte Zimmer enthielt zunächst mehrere kleine ungedeckte Tische für Droschkenkutscher, Dienstleute und dergleichen Publikum; und dann in der Ofenecke dem Büffet gerade gegenüber einen grossen runden Stammtisch. An diesem verkehrten ausser einer Anzahl ehrsamer Spiessbürger des Stadtteils ein paar ältere Studenten vom zehnten Semester aufwärts.

Mitten drunter sass Heinrich, ein halbgeleertes Glas vor sich, ohne an der laut und lustig geführten Unterhaltung teilzunehmen. Die feuchtglänzenden halbbezechten Augen stierten immerzu nach dem

Büffet hinüber, wo ein junges Mädchen in heller koketter Kleidung sich zu schaffen machte. Ich erkannte die „Braut“ sofort wieder. Die Photographie war vorzüglich gewesen.

Diese Beobachtungen hatte ich von der Thüre aus gemacht, wo ich wohl eine Minute stand, ohne dass sich jemand um mich kümmerte.

Jetzt trat ich auf Heinrich zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Er sah sich um und fuhr zusammen. „Verdammt noch einmal, was hast du mich erschreckt!“ Es war ein fast feindseliger Blick, der mich traf.

Ich liess es mich nicht anfechten, bestellte mir ein Glas Bier, setzte mich zu ihm und schwatzte eine Weile auf ihn ein, dummes gleichgültiges Zeug, bis die Aufmerksamkeit der übrigen sich wieder von mir abwandte. Dann sagte ich leiser: „Heinrich, willst du nicht mal mit mir rauskommen?“

„Nee,“ entgegnete er trotzig. „Was du mir sagen willst, kannst du mir hier sagen.“

„Heinrich,“ fing ich wieder an, nachdem ich tüchtig Luft geschnappt hatte, „ich meine es gut mit dir.“

„Das bildest du dir vielleicht nur ein,“ knurrte er dazwischen.

Ich überhörte den lebenswürdigen Einwurf und fuhr eindringlich fort: „Willst du denn deine ganze Selbstachtung einbüssen um dieser Leute willen —“

„Diese Leute!“ brauste er auf. Dann, als die Umsitzenden stutzten und herüberglotzten, bezwang

er sich. Seine Stimme war lauter Hohn, als er vorsichtiger sagte: „Jawohl, diese Leute! Diese Leute sind die einzigen gewesen, die sich meiner annahmen, als ich in der Tinte sass.“

Ich gab es noch nicht auf, ihn zu überreden.

„Was soll das aber für ein Ende nehmen? Heinrich, bedenke doch!“

„Ich werde mich schön hüten. Ich bedenke gar nichts mehr, ich warte es jetzt ab. Ich habe mir die grösste Mühe gegeben, vernünftig zu sein, wie ihr das nennt. Es ist jedesmal schief gegangen. Nun hab' ich's satt.“

Ich unterbrach ihn. „Im Gegenteil,“ sagte ich so scharf, als die Rücksicht auf die Nachbarschaft es gestattete, „du hast dir die grösste Mühe gegeben, so unvernünftig zu handeln wie möglich. Und jetzt bist du im Begriff, deiner Unvernunft die Krone aufzusetzen. Aber Gott sei Dank bin ich noch da, und ich werde dich daran hindern.“

Er mass mich mit einem Blick voll Mitleid und sanfter Verachtung. „Mein Lieber, du bist ein ganz guter Kerl. Und ich will's dir gern glauben, dass du die besten Absichten hast. Aber ich will dir mal was sagen: Steck' deine Nase gefälligst nicht in Dinge, die dich absolut nichts angehen. Leute, wie mich, muss man ihren eigenen Weg strampeln lassen. Und nun halt's Maul davon, oder ich werde eklig.“

Ich kannte ihn zu gut, um nicht einzusehen, dass da nichts zu machen war. Im Grunde hatte

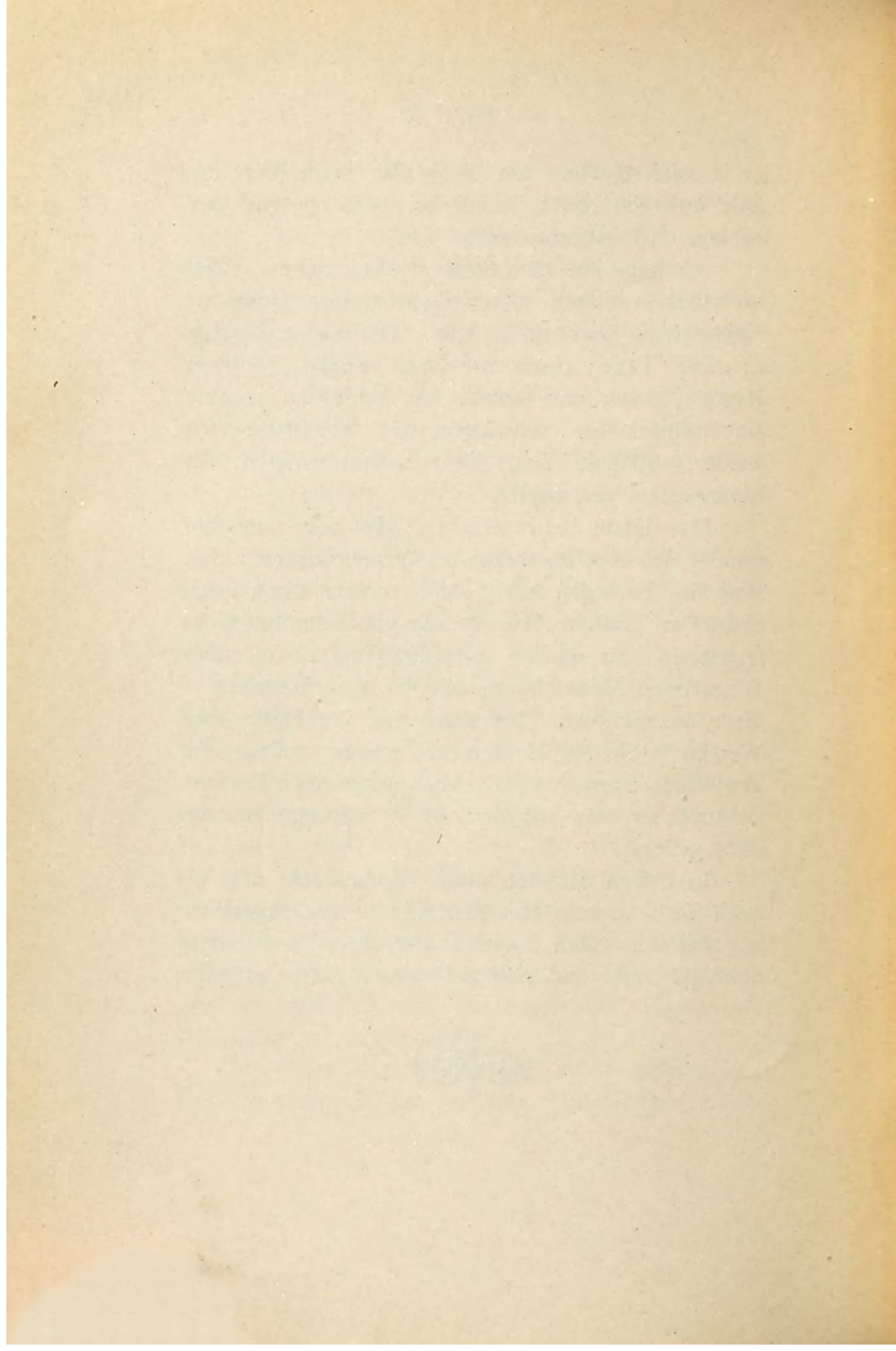
er ja auch Recht. Ich trank also mein Bier aus, gab ihm die Hand, in die er etwas zögernd einschlug, und entfernte mich.

Ich habe ihn dann nicht wieder gesehen. Aber mehrmals drangen durch gemeinsame Bekannte Nachrichten über ihn zu mir. Danach verbrachte er seine Tage, einen wie den andern, in jener Kneipe, trank und starrte das Mädel an, zankte sich mit seinem „Schwiegervater“, versöhnte sich wieder, und galt allen, die von ihm wussten, für hoffnungslos versumpft.

Das letzte Lebenszeichen, das ich von ihm erhielt, war eine Postkarte aus Wetzlar an der Lahn. Was ihn bewogen hatte, sich meiner doch noch einmal zu erinnern, konnte ich mit Sicherheit nicht feststellen. Er schrieb mir nur, dass er auf dem Wege nach Mecklenburg sei, um eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Ich sagte mir, von Halle über Wetzlar nach Mecklenburg zu reisen, müsse ein gewaltiger Umweg sein. Aber wer weiss? Bei ihm ist auch so was möglich. Die Umwege hat er stets geliebt.

In trüben Stunden indes vermute ich, dass er nach Tirol in sein Heimatsdörfchen zurückgekehrt ist, sich der edlen Nagelschmiedekunst befleißigt, Schnaps trinkt und sich mit seinem Alten prügelt.

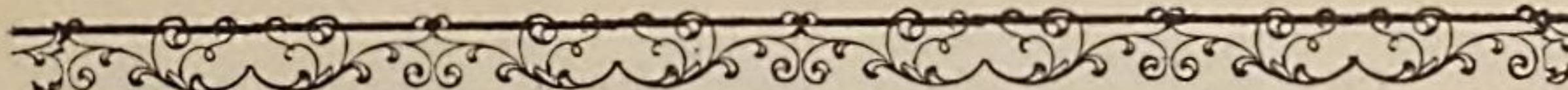




Das gräfliche Milchgeschäft

von

F. Gräfin ZU REVENTLOW



Raoul Lichtwitz kehrte von zweijährigem Aufenthalt aus Paris zurück.

Als der Zug langsam in die Halle des Münchener Centralbahnhofs einfuhr, lehnte er sich weit heraus, um dem zu seinem Empfang herbeigekommenen Freunde zuzuwinken. Dann stieg er aus und die beiden schüttelten sich kräftig die Hand.

„Schön, dass du wieder da bist!“

„Und du bist immer noch der alte? Den Lodenmantel da kenne ich noch. Hast dich wenig verändert.“

„Ja, ja,“ sagte Fritz Beier, „und du, — du bist ja der reine jeune homme chic geworden — komm, lass uns gehen.“

Langsam bummelten sie durch die Stadt hin und hatten sich viel zu erzählen.

„Aber wir wollen einkehren, Fritz, ich bin müde.“

„Mir ist's recht, was meinst du zum Café Max — aus alter Erinnerung?“ —

„Du, existiert denn der alte Stammtisch noch von damals?“

„Gott bewahre, das ist alles längst auseinander, ich war seit Ewigkeiten nicht drin. Habe keinen Schimmer, wer da jetzt verkehrt.“

„Na, dann lass uns nur mal wieder hineingehen und den Rummel anschauen.“

Erinnerungen wurden in dem Zurückgekehrten lebendig an die alte Bohême-Zeit. — Sie traten ein. Es war spät. Nur drei Gäste im Lokal. Der eine spielte mit dem Wirt Billard, der zweite sass mit der Kellnerin in einer verschwiegenen Ecke und der dritte gähnte gelangweilt hinter seiner Zeitung.

Sie setzten sich an den alten Stammtisch zu einem Absinth. Beiden wurde ganz wehmütig. Ja — damals!

Und dann fingen sie an von den alten Zeiten zu sprechen. Raoul hatte viel zu fragen nach den einstigen Bekannten. „Ja, weisst du, es ist immer dasselbe Ende vom Lied: die Zigeunerei hört von selbst auf. Jeder kriegt's einmal satt und fängt an, zu streben und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden.“

Der „jeune homme chic“ starrte in seinen Absinth und verblasste Bilder stiegen vor ihm auf.

„Was ist denn aus dem ‘polnischen Hamlet’ geworden. Denkst du noch, wie er dasass und docierte: Könnt Ihr alle nicht verstehen, ‘Hamlet?’“

„Gott im Himmel, ja, und wie er uns wegen uns'rer Oberflächlichkeit heruntermachte. — Ich glaube, er hat jetzt die Fabrik seines Onkels übernommen und versorgt die Welt mit Seife, die er selbst nie brauchte.“

„Und seine Ophelia, die grosse Blonde?“

„Na, die ist ihm längst durch. Sie ist jetzt irgendwo in der Schweiz und macht in Nihilismus. Na, ja, diese norddeutschen Mädels, wenn die nach München kommen“ —

„Damals war sie immer so unheimlich korrekt. Weisst du noch, wie wir sie damit aufzogen, dass sie in unsrer dekadenten Mitte immer noch den 'moralischen Masskrug' hochhielt?“

„Ja, das hatte die Gräfin aufgebracht.“

„Gott ja, die Gräfin, was ist aus der geworden? Wo ist sie hingekommen? Ich seh' sie noch vor mir, wie sie abends hereinkam, wenn wir alle schon da sassen. Heile Stiefel hatte sie nie an, aber dafür eine Reitgerte mit silbernem Griff, von der sie sich nie trennte. Die stammte noch aus ihrer Glanzzeit auf den väterlichen Gütern. Sie kam immer allein und meist sehr spät und dann knallte sie mit ihrer Peitsche auf den Tisch. 'Donnerwetter, Kinder, jetzt muss ich allererst einen Nervenreiz haben!' — Du Fritz, was weisst du von ihr? Erzähl' doch, es interessiert mich.“

„Ja, ich weiss schon, du hast immer ein faible für excentrische Weiber gehabt, das kennt man. — Sie soll jetzt Schauerromane für die 'Illustrierte

Gerichtszeitung' schreiben. Damals als sie mit ihrem Milchgeschäft pleite gegangen war.“ —

„Milchgeschäft?!“

„Na ja, mit dem Milchgeschäft. Die Geschichte spielte doch noch zu deiner Zeit?“

„Keine Spur, was war denn damit?“

„Na, stell' dir vor, das verrückte Frauenzimmer verfiel eines Tages auf die Idee, ein Milchgeschäft zu betreiben. Sie hatte es ja immer mit Erwerbszweigen zu thun.“

„Ja, ich weiss, damals wollte sie sich durchaus bei einer Akrobatengesellschaft von der Oktoberwiese engagieren lassen,“ sagte der „jeune homme chic.“ „Sie war ganz wild darauf, drei Abende lang hat sie mit allem jongliert, was ihr in die Hand kam und verfluchte ihre Erzieher, die ihre Gelenke hatten einrosten lassen, wie sie sagte.“ —

„Gut,“ fuhr der andere fort. „Das ging vorbei, aber die Idee mit dem Milchgeschäft sass fest. Wochenlang redete sie von nichts anderem. Dann schwieg sie wieder und kam überhaupt des Abends nicht her. Wie wir nachher erfuhren, war sie als Statistin am Hoftheater und verdiente allabendlich 58 Pf. und morgens für die Proben 35. Davon lebte sie und legte ihr anderes Geld zurück.“

„Dann kam sie nach einigen Monaten endlich einmal wieder, abgerissener wie je, aber sonst gar nicht wieder zu erkennen. Sie hat nicht gesungen, nicht gepfiffen, keinen unnötigen Lärm gemacht, sondern sich ganz stillbefriedigt herangesetzt und

ihren Absinth getrunken. Und dann auf einmal emporgefahren und mit dem unvermeidlichen Fuchtelknochen auf den Tisch geschlagen: ‚Kinder, ich hab’s.‘

‚Was hast du, was ist los,‘ brüllten wir ganz gespannt, denn, wenn es auch immer Blödsinn war, was sie ‚hatte‘, so war es doch wenigstens meist etwas Neues und es lag eine Art Methode darin.

Diesmal waren wir gründlich überrascht. Sie hatte die Geschichte mit ihrem Milchgeschäft wirklich zustande gebracht.“

„Na und wo hatte sie das Geld her?“ fragte Raoul Lichtwitz gespannt, „die Ersparnisse werden doch schwerlich gereicht haben.“

„Gott bewahre, sie hat da die unglaublichsten Geschichten geleistet. Finanzoperationen waren ja immer ihre starke Seite, wie du dich erinnern wirst. Da ist sie bei allen ihren Bekannten herumgegangen, die noch so glücklich waren, silberne Löffel oder goldene Uhren zu besitzen und hat sich was zum Versetzen ausgeliehen —“

„Na hör’ mal“ —

„Nun, du weißt doch selbst, wie das in uns’rer damaligen Gesellschaft war. Was man grad’ nicht selbst versetzt hat, ist doch egal, ob’s jemand anders versetzt. Man hilft sich eben aus. Und sie hat so überzeugend zu reden gewusst von momentaner Verlegenheit und den Leuten plausibel gemacht, dass ein Reklamelöffel mit der Inschrift: ‚Trinkt Kath’reiners Malzkaffee‘ genau die-

selben Dienste leistet wie ein silberner. Genug, sie bekam alles mögliche zusammen. Aber es reichte immer noch nicht. Dann ist sie auf die Anatomie gegangen zu dem alten Professor Rüdinger. Sie hatte mal irgendwo gehört, dass man seinen Leichnam schon bei Lebzeiten zur Sektion verkaufen könne. Das hat sie uns später alles selbst erzählt: wie der weisshaarige Alte, eben aus der Vorlesung gekommen, in Seciermantel und schwarzer Sammetmütze, umringt von anatomischen Präparaten, vor einem ‚auserlesenen Frühstück‘ sass, während sie ihm ihr Anliegen vortrug. Wie er dann ganz desperat gesagt hat, jetzt im Karneval käme halb München und wolle sich secieren lassen, um das Geld zu verjubeln und schliesslich hat er ihr väterlich liebevoll die Backen getätschelt und gesagt: „Nein, nein, mein Kind, daraus wird nichts. Jetzt sind Sie mir viel zu nett zum Secieren und später bekommen wir Sie ja doch erst als altes Mütterchen.“

„Die hat doch Schneid gehabt,“ meinte Raoul voll Ekstase.

„Danke, für Schneid“, sagte Fritz Beier. „Es war denn doch etwas reichlich. Sie hat ihm auch noch die Leichen von drei oder vier ihrer guten Bekannten angeboten. Am Ende hätte sie noch den ganzen Stammtisch zum Anatomie-Futter verkauft“ —

„Weiter, weiter, jetzt wird's spannend.“

„Also, mit den Leichen war es nichts, aber

sie hat das Geld doch schliesslich zusammengebracht. Unter anderm hat sie eine ganze Anzahl Prachtwerke, Stuck-Album und alles mögliche auf Ratenzahlung genommen und ehe die erste Rate gezahlt war, unter der Hand zu etwas herabgesetzten Preisen wiederverkauft. Und was weiss ich, noch. Vor allem hatte sie aufgehört, Schulden zu bezahlen, was sonst ihre Hauptbeschäftigung war.

Der besagte Abend verlief übrigens sehr lustig. Die Komtesse fühlte sich Kapitalistin und liess Sekt anfahren. Sie behauptete, sie brauche zwar heute keinen Nervenreiz, müsse aber doch einen haben. Was die andern Gäste an dem Abend gedacht haben, weiss ich nicht. Das Café Max erbehte nur so von Hochs auf das ‚Gräfliche Milchgeschäft‘.

In acht Tagen sollte die Geschichte eröffnet werden. Bis dahin hatte sie noch viel zu thun, aber sie kam wieder allabendlich und erzählte uns von den Schritten, die noch zu thun waren. Vormittags konferierte sie zwei Stunden lang im Café Elite mit dem Verwalter des Hausbesitzers, dem die Bude gehörte. Nachmittags fuhr sie in die Schillerstrasse, um sich mit Herrn Humplmayr, dem damaligen Besitzer des Geschäftes, zu besprechen. Dann machte sie einen Landmann ausfindig, der die Milch um dreizehn Pfennig pro Liter abliess. Auf diesen Erfolg war sie besonders stolz, sonst musste man immer fünfzehn Pfennig zahlen. Die Zeit, die ihr übrig blieb, verwandte sie dazu, um

sich die nötigen ‚Kenntnisse in der Branche‘ zu erwerben.

Wir bekamen sogar Aufträge, ich hatte ein Schild mit einer Alpenlandschaft und Kühen zu malen, darunter die Inschrift: Milch- und Butterniederlage, ausgeübt von Gräfin von so und so. Erst sollte es Humplmayrs Nachfolger heissen, aber nach eingehender Beratung kamen wir überein, die ‚Gräfin‘ würde besser ziehen. Der Maxl, der Bildhauer, du kennst ihn auch noch, musste eine Kuh für die Fensterausschmückung modellieren, die mit dem Kopf wackeln konnte. Stilvolle Annoncen wurden komponiert, kurz wir bekamen alle Hände voll zu thun und waren alle ganz Milchgeschäft.

Schliesslich war der grosse Tag gekommen. Humplmayr hatte das Feld geräumt. Die Gräfin war mit ihrem ganzen Besitz, der aus Bett, Koffer, Staffelei und drei schwarzen Dackeln bestand, in die Schillerstrasse übergesiedelt. Sie wollte selbst im Geschäft wohnen. Es musste doch immer jemand da sein und die zwei Zimmer nebst Küche mussten so wie so mitgemietet werden. Unsere Bande besorgte, wie das Usus war, bei Nacht und Nebel den Umzug. Das Schild wurde befestigt, es war ein Meisterwerk, das Beste, was ich jemals gemacht habe. Dann das Schaufenster dekoriert. Die Kuh, die der Maxl überraschend naturgetreu getroffen hatte, prangte höchst effektiv zwischen Pyramiden von Käse und Semmeln.

Dann wurde Bier geholt und bei geschlossenen Läden das frohe Ereignis oder vielmehr die Aussicht auf die frohen Ereignisse der Zukunft entsprechend gefeiert. Gegen ein Uhr wollte die Gräfin uns entlassen, sie war in Angst, dass sie sonst die Zeit verschlafen würde, sie müsse um vier Uhr in der Frühe am Platz sein. Sonst pflegte sie erst um elf Uhr aufzustehen. Wir machten sie darauf aufmerksam, dass es sich überhaupt nicht mehr verlohne, zu schlafen, und so zogen wir schliesslich noch alle ins Luitpold. Sie war gar nicht wiederzuerkennen an dem Abend. Eine Art Feierlichkeit lag über ihrem Wesen. 'Ja, Kinder, jetzt fängt der Ernst des Lebens an,' sagte sie mehrmals ganz ernst und weihevoll. Schliesslich steckte sie uns alle an und in banger, erwartungsvoller, beinahe andächtiger Stimmung, brachen wir gegen drei Uhr auf und geleiteten sie unter Absingung von Chorälen — etwas bezechet waren wir alle — an die Stätte ihres demnächstigen Wirkens. Sie hatte keine Ruhe mehr gehabt, zu bleiben, aus Furcht, es könne eingebrochen und das Inventar gestohlen werden.

Endlich standen wir vor der Ladenthür. 'Verlasst mich nicht in dieser Stunde', sagte sie ganz ergriffen, 'kommt mit herein. Ich mach' euch einen Kaffee.'

Wir sassen im Zimmer hinter dem Laden und erwarteten die schicksalsschwangere Morgenstunde. Die Dackel schliefen vor dem Ofen. Unsere Gast-

geberin hatte sich in ihre zukünftige 'Millifrau-Uniform' geworfen, ein schlichtes schwarzes Kleid mit blendend weisser Schürze. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie komisch sich das ausnahm bei ihren kurzen Haaren. Sie schien das selbst zu fühlen, stand lange nachdenklich vor dem Spiegel und meinte, wenn dies Geschäft sich rentiere, werde sie sich eine Perücke mit geradem Scheitel und einladenden Zöpfen kaufen, das Ganze müsse einen solid bürgerlichen Eindruck machen. Endlich schlug es vier, dann $1\frac{1}{2}5$. Etwas später rollte ein Wagen vor und ein scharfes Klingeln ertönte. Die Dackl fuhren mit einem wahren Mordsgebell in die Höh'. Die Komtesse wurde leichenblass: 'Um Gotteswillen, haltet die Köter fest und macht keinen Lärm.' Sie warf mir die Reitpeitsche in den Schoß, war hinaus und schlug die Thür zu. Draussen hörten wir sie mit dem Kutscher verhandeln, dann eifriges Auf- und Abgehen im Laden, schweres Dröhnen von Gefässen, Platschen, Klirren von Geldstücken und der Wagen rollte wieder fort. Sie kam wieder herein, ganz echauffiert: 'Die Milch ist da, nun müssen wir sie taufen. Wo mag nur die Wasserleitung sein?' Wir suchten und schliesslich entdeckte der Maxl sie auf dem Flur in einer dunklen Ecke. Dann sassen wir wieder atemlos in unsrer Hinterstube. Es kamen wirklich Kunden. Die Gräfin platschte, goss und klapperte mit ihren Milchgefässen, als ob sie ihr Leben lang nichts anderes gethan hätte. Ich muss wirklich sagen,

an dem Morgen hat sie uns kolossal imponiert. Wir waren ganz paff vor Bewunderung über ihr routiniertes Auftreten. Wir hatten leise die Thür halb aufgemacht und sahen zu, wie sie mit den Leuten verhandelte. Die Arme hatte sie in die Seite gestemmt und sah gauz zunftmässig aus. Die Kunden betrachteten sie etwas erstaunt und warfen dann und wann einen noch erstaunteren Blick nach unsrer Thür. Als der Laden einen Augenblick leer war, drehte sie sich um und wurde wütend, als sie uns sah. „Um Gotteswillen, ihr verjagt mir ja die Leute. So eine bezechte Bande im Hintergrund, das sieht unsolid aus. Geht lieber zu Haus, ich komme dann abends ins Max.“

Eben kam wieder eine dicke Frau mit blauer Kanne. Die Thür flog zu. Die Dackl machten einen Mordspektakel, wir fielen über die Cognacflasche her und der Hamlet intonierte mit Donnerstimme: „Hoch soll sie leben!“

Dann machte sie aber Ernst und warf uns hinaus. Wir mussten einzeln fortgehen, um kein Aufsehen zu erregen.

An dem Abend kam sie um halb elf ins Max. „Das Geschäft geht brillant, aber müde bin ich zum Umfallen.“ Sie strahlte, trank drei Tassen schwarzen Kaffee und stürzte wieder fort, um auszu-
zu-ruhen.

Acht Tage lang sahen wir nichts von ihr. Sie hatte sich unsere Besuche verboten, „um die dehors zu wahren“. Dann kam eines Abends ein Dienst-

mann mit einem Brief: „Kinder, bitte kommt auf einen Milchpunsch zu mir. Kommt möglichst vollzählig“.

Wir erschienen in corpore und mussten circa zwanzig Liter nachgebliebene Milch in allen möglichen Gestalten vertilgen helfen. Die Komtesse machte einen ziemlich deprimierten Eindruck.

Sie zog mich beiseite und bat mich, die Inschrift auf dem Firmenschild in „Humplmayr's Nachfolger“ umzuändern. Sie glaube, die „Gräfin“ mache die Leute stutzig. Übrigens wollte sie jetzt noch einen Zeitungsverkauf und Schnapsausschank mit dem Milchgeschäft verbinden. Willy Stenzel, der Lithograph, der damals gerade keine Arbeit hatte, trat mit in das Geschäft ein. Er bekam dafür den Titel Kompagnon und seine Thätigkeit bestand im Vertilgen der nachgebliebenen Milch. Der Schnapsausschank wurde unter Diskretion im Hinterzimmer betrieben, weil die Konzession zu viel kostete und florierte ziemlich. Willy entwickelte ungeahntes Talent zum Kellner und die blonde Luise Johannsen, die Ophelia aus Mecklenburg, musste als Anziehungspunkt hinter dem Büffet sitzen und Buch führen. Wir andern erschienen gewissenhaft jeden Vormittag zum Milchfrühschoppen. Das ging noch so vier Wochen, dann kam Neujahr. Die Gräfin kam am Sylvesterabend bleich und verstört ins Café. Ihr Vorgänger im Geschäft hatte ihr einen fürchterlichen Streich gespielt. Er hatte an der nächsten Strassenecke wieder einen Milch-

laden aufgethan und die Kunden von ihr abgezogen. Sie hatte vergessen, wie es üblich, die diesbezügliche Bedingung im Kaufkontrakt festzumachen. Den Milchbezug hatte sie jetzt schon von zweihundert auf hundert Liter herabsetzen müssen, es gingen höchstens fünfzig pro Tag ab und unsere vereinten Kräfte hätten nicht vermocht, des Restes Herr zu werden. Willy Stenzel war von dem unausgesetzten Milchkonsum schon so dick geworden, dass sein Arzt ihm eine Entfettungskur anempfohlen hatte. Das ‚Zweistundenweib‘ zum Austragen war längst abgeschafft und die Komtesse lief morgens selbst treppauf, treppab mit Milchkannen, Semmeln und Zeitungen. ‚Wenn ich nur einen Blick in meine Familiengruft thun könnte,‘ sagte sie einmal ganz verzweifelt, ‚um zu sehen, ob meine Ahnen noch auf der richtigen Seite liegen.‘ —

Die Schnapsproletarier waren noch ihre einzige Rettung. Sie wusste ihre Herzen zu gewinnen, indem sie sich zu ihnen setzte und mit ihnen Schnaps trank und jede Woche einmal ihren Namenstag kundgab, an dem sie die ganze Bande traktierte. Sie schickten ihr dafür ihre Frauen und Kinder zum Milchholen.

Wenn nur die Jahreswende erst überstanden war. Die Gräfin hatte alle ihre Gläubiger, und die sollen nach Legionen gezählt haben, auf das brillant gehende Geschäft vertröstet. Wir alle zitterten mit ihr.

Die ersten Januartage verliefen noch ruhig.

Aber das konnte die allgemein gedrückte Stimmung nicht heben. Am 5. oder 6. Januar begann es Rechnungen zu regnen. Eines Tages vermissten wir die Dackl. 'Ich hab' sie dem Schreiner gegeben, der mir den Ladentisch und die Regale, gemacht hat,' sagte sie fast mit Thränen in den Augen. 'Und dem Spängler hab' ich sie auch versprochen, damit er einstweilen Ruh' giebt.'

Und dann war der Schnapslieferant da, dem bin ich an die 100 Mark schuldig. Der Kerl wollte mich denunzieren, weil ich ohne Konzession ausschenke, aber Willy und ich haben mit ihm gekneipt, bis er gerührt und versöhnlich abgezogen ist.'

Wir versuchten sie zu trösten, aber es kam nicht recht von Herzen. Wir sahen 'la Débâcle' herankommen und wussten nicht, wie man sie davor retten sollte.

Bald darauf kamen sie und Willy eines Abends ganz verstört zu uns. Die Komtesse war sichtlich nervös, sie warf die Reitpeitsche in die Ecke, pff den Dackeln, stiess dann einen tiefen Seufzer aus, als ihr einfiel, dass sie nicht mehr da waren. Dann setzte sie sich an den Tisch und sagt resigniert: 'Jetzt haben wir den Dalles, wir sind ruiniert!' Der Kompagnon sah rotbackig und geknickt zu ihr herüber und erzählte dann, dass der Buchhändler die Komtesse auf Betrug verklagt habe; sie hatte schon längst keine Raten mehr für die Prachtwerke gezahlt und als er dann die Werke selbst zurück verlangte, musste sie zugeben, sie verkauft zu haben.

Nun würde sie brummen müssen und wer sollte dann das Geschäft führen. Willy kannte sich in der 'Branche' nicht genügend aus und die Ophelia war zu faul. Heute schlief sie seit 24 Stunden, weil sie gestern in der Schnapskantine hat aus-schenken müssen. Morgen sollte ihr gekündigt werden.

Die ganze Tafelrunde war mit niedergeschmettert.“

Fritz Beier machte eine lange Pause und bestellte 2 Melanges.

„Nun und?“ fragte Lichtwitz, während er in seinem Glase rührte.

„Ja, damit war die Geschichte eigentlich zu Ende. Der Krach war nicht mehr aufzuhalten. Es gingen noch ein paar Wochen hin, während denen sie unaufhörlich vor Gericht citiert wurde. Der Schnapslieferant hatte sie richtig denunziert, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen und die Schnapskantine wurde polizeilich aufgehoben. Ein paarmal hatten wir uns allesamt wegen nächtlicher Ruhestörung zu verantworten, denn weil keine Kunden mehr kamen, sassen wir schliesslich Tag und Nacht im Laden und tranken Milchpunsch, um sie wenigstens noch etwas aufzuheitern. Willy war ganz verzweifelt, die Komtesse tröstete sich noch damit, dass man vielleicht noch mit Vorteil betrügerischen Bankerott machen könne. Der Maxl hatte ein Pleitelied komponiert, das den ganzen Tag gesungen wurde. Ich sage dir, die Nachbarn standen

oft scharenweis vor der Thür und vor den Fenstern und hörten dem Radau zu.

„Schliesslich wurde eines Tages das Inventar gepfändet und die Bude bis auf weiteres geschlossen.“

„Und sie, die Gräfin, was that sie nachher?“

„Was sollte sie thun? An dem Abend, wie das geschehen war, waren wir natürlich wieder hier und sie kam auch, schlug einmal wieder mit der Reitgerte auf den Tisch, was sie schon lange nicht mehr gethan hatte, und verlangte einen Nervenreiz nach dem andern. Sie schien ganz aufgekratzt, aber wir wussten schon, dass sie nur so that, die Geschichte war ihr doch sehr nahe gegangen. Als wir aufbrechen wollten, sagte sie: ‘Na, Kinder, mich werdet ihr nicht so bald wieder sehen. Ich gehe ins Ausland. Sonst kann ich den ganzen Rest meiner kostbaren Jugendzeit hinter Schloss und Riegel sitzen. Ich habe einen ganzen Stoss von Vorladungen und Anklagen, die lasse ich euch zum Andenken da. Und meine Ahnen würden sich gar zu viel im Grabe umdrehen müssen, dazu habe ich doch noch zu viel Pietät. Ich gehe lieber fort.’“

„Ist sie denn wirklich ins Ausland?“

„Wenigstens war sie fort. Sie soll damals irgendwo hier in der Nähe aufs Land gegangen sein und die Münchener Polizei hat sie nicht ausfindig gemacht. Sie schrieb nie, und liess nichts von sich hören, um jede Spur zu verwischen.“

Man hört nur hier und da noch irgendwelche Gerüchte über sie.“

„Schade,“ sagte der ‘jeune homme chic’, „ich hätte sie doch gerne einmal wiedergesehen.“

„Wer weiss,“ antwortete Fritz Beier tiefsinnig, „solche Existenzen tauchen immer mal wieder auf. — Zahlen“ —

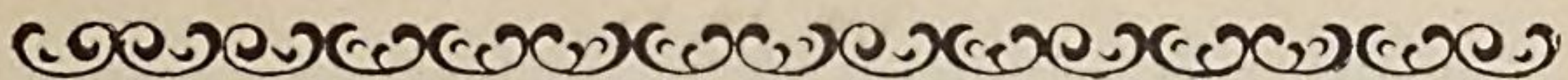


Christus

Ein Interview

von

F. Gräfin ZU REVENTLOW



Die Amerikaner sind bekanntlich sehr neugierig.

Seit Jahren schreibe ich für ein Kunstblatt jenseits des Oceans Ausstellungsberichte, Kunstbriefe und alles, was sonst dazu gehört, die wissensdürstige Seele des „gebildeten Laien“, der sich für Kunst interessiert, einmal im Monat zu ersättigen.

Jetzt ist das nicht mehr sensationell genug. Man will mehr — anderes.

Die Redaktion verlangte zuerst „Intimes aus dem Leben der grossen Künstler“ — modern Intimes natürlich — und neuerdings soll ich auch noch interessante Détails aus dem Leben der Modelle und ihrem Verhältnis zur Künstlerwelt bringen.

Mir ist alles recht. Ich bin ein zufriedener Mensch und möchte auch andere zufrieden stellen. Nach längerem Bemühen ist es mir geglückt, das Notizbuch eines „vielversprechenden Genies“ in die Hände zu bekommen. Die darin verzeichnete Modellliste sollte mir als Richtschnur meiner dem-

nächstigen Recherchen dienen. Aber nun die richtige Auswahl treffen:

1. Walburga Stümpfl, als Giftmischerin beliebt, sehr grün im Ton.

2. Crescenz — Nachname fehlt im Notizbuch — stilvoller Rokokoakt.

3. Anna Huber, sehnsüchtiges Profil, sehr geeignet zum Stilisieren.

4. Adalbert Apfelkammer, Athlet und Ringkämpfer, kolossaler Biceps, unglaubliche Delta-muskeln.

5. Marie Mayr, famose Zierleiste für die „Jugend.“

6. Clemens Brückner, hinterlistiger Priester etc.

Du lieber Gott, die Auswahl ist einfach überwältigend reich, da kann's nicht fehlen.

Tagelang stieg ich Trepp auf, Trepp ab. Modelle interviewen ist keine Kleinigkeit, sie sind nie zu Hause. Ich begab mich also auf den Rat eines erfahrenen Freundes zu einer Vormittagsstunde an die Stufen der Akademie. Aber ich hatte wieder Pech. Die Stunde war entschieden unglücklich gewählt.

Es war nur ein schwerhöriger alter Mann da und einige zerlumpte Italienerweiber. Den letzteren schien es sehr am Herzen zu liegen, von mir interviewt zu werden, aber da sich meine Kenntnisse der italienischen Sprache auf: „Si Signora“ und „Non capisco“ beschränken, konnten wir zu keinem befriedigenden Resultat gelangen.

Schon wollte ich verzagt und um eine Illusion

ärmer dem Tempel der Kunst den Rücken wenden, als ich auf einen grossen, hageren Mann aufmerksam wurde, der in einen flatternden Havelock eingehüllt mit majestätischem Schritt die Treppe herauf kam.

Ich hielt ihn erst für einen Königlichen Professor, so gebieterisch war sein Auftreten, so lang und wallend sein Haupthaar.

Als er sich aber schliesslich neben den Italienerinnen auf die Balustrade niederliess, fasste ich Mut.

„Sie stehen Modell?“

„Jawohl, jewiss, ich bin der Christus — braucht der Herr —“

„Wie heissen Sie?“

„Friedrich Wilhelm Köppke, — wenn der Herr mit Kostüm wünscht“ —

Er machte mich auf eine grosse Pappschachtel aufmerksam, die er unter dem Arm trug — „brauner Mantel, dunkelrotes Unterkleid“ —

„Sie sind nicht von hier?“

„Ne, ich bin aus Berlin, mit Spreewasser getauft, aber ich bin schon lange hier.“

Er zerrte wieder an der Schachtel.

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur, — wo haben Sie das Kostüm denn her?“

„Das hab’ ich mir auf der Auer Dult gekauft, sechs Mark hat es gekostet, aber schön is auch.“ —

Er riss die Schachtel auf und wollte den Havelock abwerfen.

„Warten Sie, warten Sie, es pressiert nicht.
— Wie lange sind Sie schon Modell?“

„So an die sechs, sieben Jahre.“ —

„Und was trieben Sie vordem?“

„Da hab ich 'n Jeschäft jehabt“ —

„Was denn für ein Geschäft,“ das Vorleben
meines Christus war doch jedenfalls nicht ohne
Interesse.

„Na, wissen Sie, ich bin so in die Wirtshäuser
rumjegangen und hab' mit wollne Hemden hausiert,
aber das bringt —

„Und wie kam es, dass Sie Modell wurden.“

„Das Jeschäft ist nich mehr recht jejangen
und dann mit die langen Haare hab' ich mir
jedacht —

„Trugen Sie denn das Haar früher schon
so lang?“ Mit Bewunderung betrachtete ich seine
Mähne.

„Ja, wissen Sie, ich hab' das Reissen jekriegt
von den vielen Zug und da hab' ich mir das Haar
wachsen jelassen und dann haben mir die Freunde
jesagt: lass dich doch malen, Fritze, du hast ja
den schönsten Christuskopp, dass der Herrgott
seine Freude dran haben könnte. So was suchen
die Herrn Kunstmaler jrade“.

„Und da wurden Sie Christusmodell?“

„Ja, da hab' ich die wollnen Hemden Hemden
sein jelassen und bin Sie in die Ateliers rumjejangen
und bin ein sehr beliebter Christuskopf jeworden.“

„Sind Sie denn hier das einzige Christusmodell?“

„O ne, jewiss nicht. Seit Sie der Uhde angefangen hat, seine biblischen Bilder zu malen, da haben se noch einen modernen Christus uffjeangelt, der hat Sie so langes straffes Haar und so ein schlichtes Jesicht. Das ist der Alois Brüllmayr, der hat mir ne janz jefährliche Konkurrenz jemacht. Überall muss Konkurrenz sind heutzutage.“

„Das Modellstehen muss doch recht anstrengend sein, was?“

„Na, davon könnte ich Sie ein Lied singen. Anstrengend is die Jeschichte, aber es rentiert sich. Da hab' ich Sie zuweilen ans Kreuz müssen, mit so 'n Jerüst, wissen Sie. Mit ausjebreiteten Armen und die Ojen verdrehen, das jehört allens dazu von wegen den schmerzlichen Ausdruck. Aber jetzt bin ich zu alt und zu steif dazu. Es jeht nich mehr so. Da steh ich nur Kopp und es wird ein anderer jekreuzigt.“

„Haben Sie denn immer Beschäftigung. Es wird doch nicht alle Tage ein Christus gemalt.“

„Na, da kennt sich der Herr aber schlecht aus, da sind Sie jewiss kein Kunstmaler. Heutzutage muss doch jeder 'n Christus jemalt haben. Das is jetzt jrade die neuste Mode, mit das Biblische. Ne Zeit lang, so vor 'n paar Jahren, da war's schlimm, da hat niemand mehr 'nen Christus jemalt. Da haben sie alle Plein-Air jemacht. Da war nischt zu haben für unsereinen. Lauter jrüne Wiesen und lila Bäume und die Menschen dadrin alle nackich. Das war 'ne schlimme Zeit, da hab' ich nur Kopp

jestanden in die Schulen und mit 'n Christus war jarnischt.“ —

„Na, und jetzt? die moderne Richtung?“ —

„O jetzt is viel besser jeworden. Symbolistisch muss sind, sagen die Herren. Das is Mode. Und Mode is in der Kunst jrad' so gut wie sonst im Leben. Jetzt machen sie Ihnen 'nen altdeutschen Christus, wie 'n die alten Meister jemalt haben, denn das sind doch immer die jrossten jewesen, sagen sie.

„Da machen sie Ihnen die Haare janz lang und jrad' wie Schlangen und die Dornenkrone janz spitz und was die janz Neusten sind in der Malerei, die machen 'nen stilisierten Christus, da ziehen sie Ihnen det Jesicht in die Länge und die Dornenkrone kommt vom Kopp und auf beiden Seiten und wird auch in die Länge jezogen und“ —

Mich befiel eine stille Furcht, Christus möchte mich auch noch über das Wesen der Renaissance oder des Rokoko belehren und ich unterbrach ihn:

„Sind Sie denn schon oft zu grossen Bildern gestanden?“

„Na und ob, — det will ich meinen. Ich häng' Ihnen schon in alle möglichen Jalerieen und Pina-kothecken. Einmal am Kreuz mit die beiden Schächer. Das is sehr schön jewesen. Was die beiden Schächer waren, das sind ein paar Athleten jewesen. Die haben Sie gehangen, det es eine Freude war. Und dann mit der Magdalene. ,Christus und die jrosse Sünderin' hat's geheissen.“

„Wer war denn die Magdalena?“

„Das is die Josephine Zimmerer jewesen, oder wie sie heisst. Das is Sie ein Mädel jewesen. Immer hat sie ihre Jeschichten mit den Malern jehabt. So ganz rotes Haar hat sie. Ich kann 's nich so schön finden, aber den Herren hat 's jefallen und über Jeschmack lässt sich nicht streiten.

‘Der reine Tizian’ haben sie immer jesagt.“

Allen Respekt. Christus imponierte mir immer mehr.

„Sie verstehen wohl bald ebensoviel von der Kunst wie die Maler selbst, Christus?“

„Ja, wenn ich die Kunst nich hätt'. Ich schwärme für allens was Kunst ist. Das is meine jrösste Freude. Und Jeld bringt's auch ein.“

„Was verdienen Sie denn so im Durchschnitt am Tage?“

„Na, sehen Sie, das schwankt Sie so hin und her. Was die jrossen Meister sind, die berühmten, die zahlen mehr. Und dann kommt's auf die Stellung an, fürs Kreuzigen hat's eine Mark jegeben die Stunde. Jott Strambach, das sin schöne Zeiten jewesen! Aber für jewöhnlich jiebt's nur 50 Pfennje für die Stunde, wenn man bloss Kopp steht.“

Du mein Gott, dacht' ich, während Christus sich noch des Näheren über seine Lohnverhältnisse verbreitete, viel, viel „Interessantes“ ist aus dem Manne nicht herauszukriegen. Was soll ich nur in meinen Artikel hineinschreiben. Und dazu macht mich sein Dialekt nervös — ich hatt' auf

irgend einen biedereren Bajuwaren gehofft, dafür interessiert man sich doch heutzutage viel mehr. Es klingt viel origineller. — Ich musste entschieden noch etwas „Intimes“ herausbringen.

„Christus,“ sagt’ ich deshalb eindringlich, „Sie wissen wohl recht viel von dem Leben der Künstler, so von dem Privatleben. — Als Modell müssen Sie doch recht oft Gelegenheit haben hinter die Cou-lissen zu schauen.“

„Na,“ sagt Christus mit grossem Nachdruck, „wir Modelle, wir sehen alles, wir hören alles, wir sind bei allem dabei, aber wissen thun wir jarnischt, wir sind diskret. Ich könnt’ Ihnen da Jeschichten erzählen — aber wir Modelle müssen diskret sein, sonst is jarnischt mehr, sonst werden wir abjeschafft.“

„Na ja, aber wissen Sie ,Christus, ich bin fremd hier. Ich gehe in ein paar Tagen wieder fort. Mir können Sie schon etwas erzählen. Ich bin Journalist, da muss man auch oft diskret sein. — — Es muss doch oft recht fidel hergehen unter den Künstlern, was?“

„Na ja, fidel, det will ich Sie jlauben. Da liebt man sich und wird jeliebt, det is Sie die reine Wonne und Herrlichkeit.“

Mein Christus machte ein ganz pfiffiges Gesicht und zwinkert mit den Augen. Mich ärgerte nur, dass er so zugeknöpft war. Ich hätte so gerne etwas Pikantes erfahren.

Noch einen Versuch wollt’ ich machen. So ein Liebesroman zwischen einem weltbekannten

Genie und der rothaarigen Tizianmagdalena — famoser Mittelpunkt für meinen Artikel: 'Modelle und Künstler, Interieurs aus der münchener Moderne.' Das Herz wurde mir ganz gross.

„Na sagen Sie mal, Christus — Sie haben mir vorhin von der Magdalena erzählt, die den Malern so gefällt, die wird wohl viel geliebt haben, was?“

Ich schlug meinen jovialsten Ton an, aber Christus blieb ungerührt. —

„Det hab' ich Sie doch schon jesagt. Jetzt hab' ich sie schon lange nicht mehr jesehen, aber früher, als ich mal mit ihr jestanden bin. Da hab' ich alle ihre Jeheimnisse jewusst“. — Er zwinkerte wieder verständnisvoll — und fuhr fort:

„Ich hab' ihr damals noch sozusagen zum moralischen Halt jedient. Manchesmal hab' ich ihr ins Jewissen jeredt'. Magdalena, hab' ich ihr jesagt, Jugend hat keine Tugend, des weess ich auch. Ich bin auch mal jung jewesen und habe keine Tugend jehabt, aber jetzt bin ich Familienvater und kenne die Welt. Mach's nicht zu schlimm, Magdalena, sonst kommste noch unter den Leierkasten. Aber sie hat es immer sehr leicht jenommen. 'Schaugt's den Christus an,' hat sie jesagt und dann haben sie alle jelacht. Na, ich sage Ihnen.“ —

„Mit wem hat sie denn?“

„Na, mit allen hat sie Jeschichten jemacht. Sie hat eben für 'ne Schönheit jejolten, aber was die Herren waren, 'Christus', haben sie jesagt, 'wir

wissen, dass Sie diskret sind.' — Na, diskret muss man sind.“ —

Er lächelte bedeutungsvoll und zog seine Visitenkarte hervor, die er mir feierlich überreicht: „Friedrich Wilhelm Köppke, Katzmaierstrasse 16, IV,“ darunter stand geschrieben: „Im Besitz eines neuen Christus-Kostüms, dunkelrotes Unterkleid, brauner Mantel, Sandalen etc. empfehle mich den Herren Kunstmalern als Christusmodell.“ —

„Eine schöne Handschrift haben Sie, Christus,“ sagte ich bewundernd.

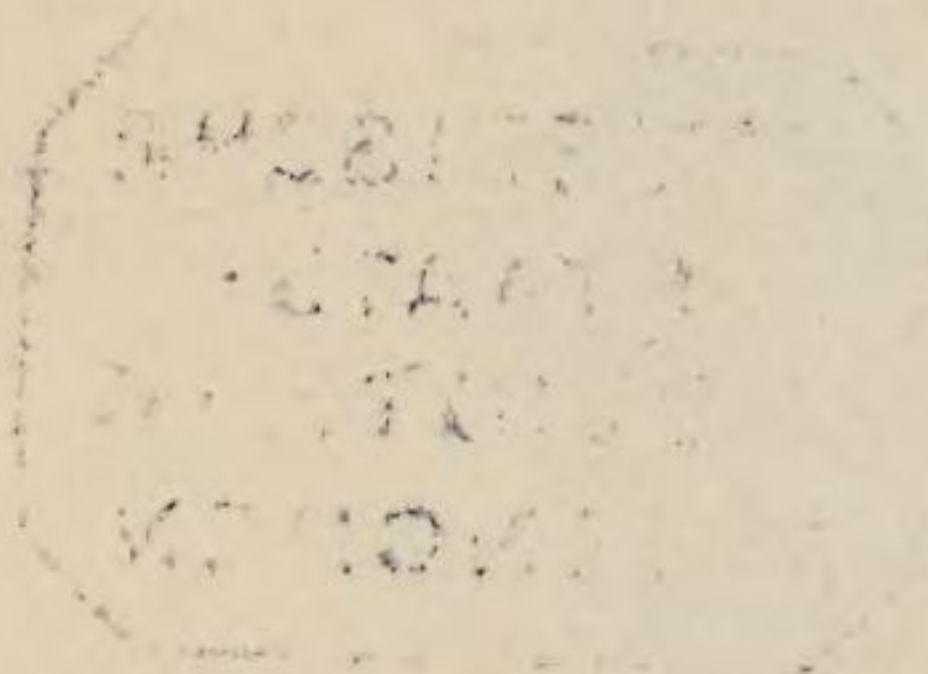
„Das hat meine Jette geschrieben, was meine Älteste is,“ sagte er, „die steht auch schon Modell, aber ich lass sie nur Kopp stehen, 'wenn man Familienvater is' —.“

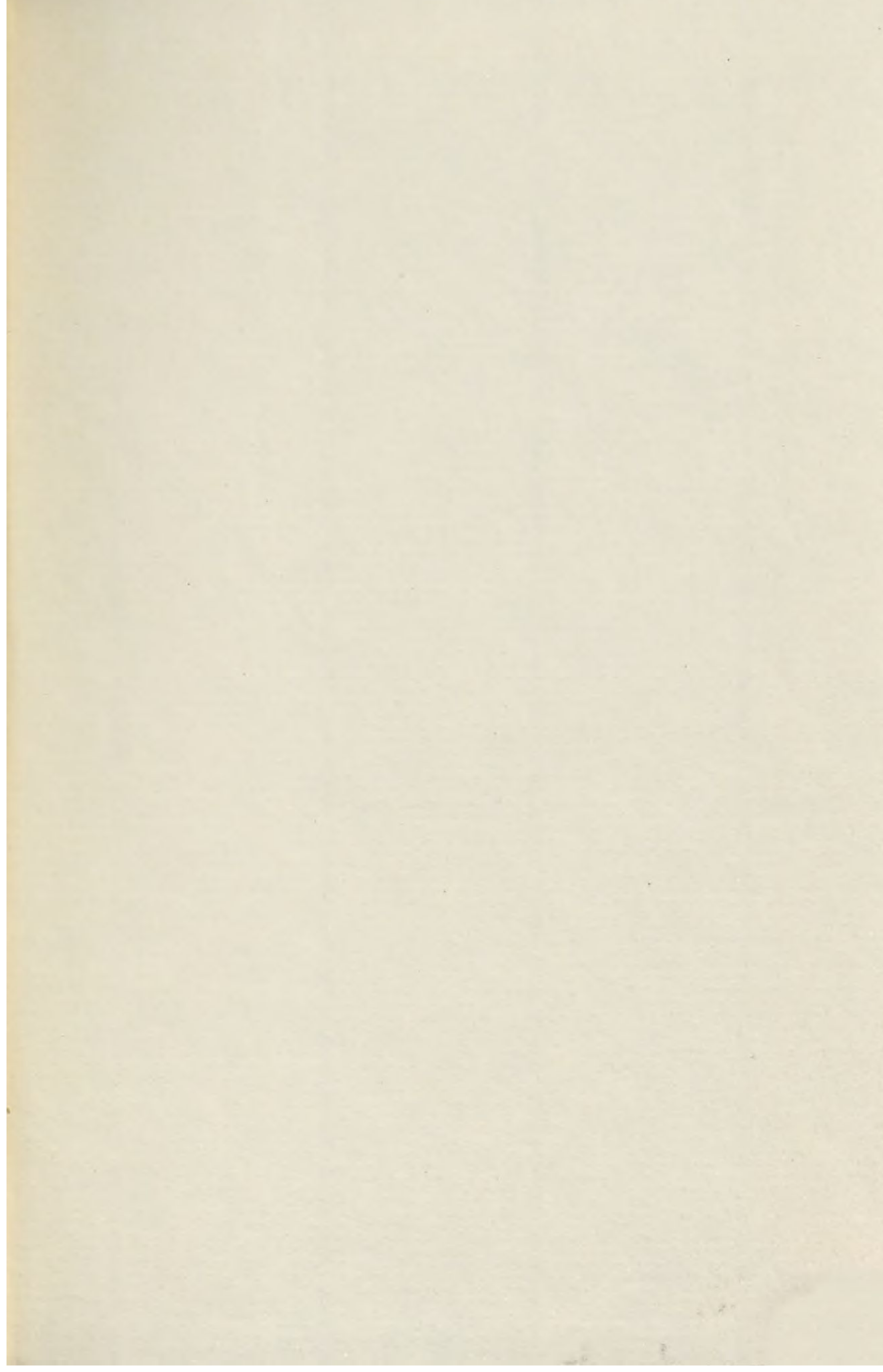
Ich sah auf meine Uhr und verabschiedete mich von Christus, indem ich ihm einen Zwanziger in die Hand drückte. Er steckte denselben voll Würde dankend ein und hüllte sich fester in seinen Havelock, denn es war kalt.

Ich entfernte mich langsam und einigermaßen deprimiert. Mein Artikel war an der starren Moral und unbeugsamen Diskretion des Christus gescheitert. Und ein solches Fiasko ist immer sehr unangenehm.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.





11101

R. Buchner

Buchbinderei

84098 Hohenthann

Reventlow, Franziska zu,

Klosterjungen Humoresken

Leipzig 1897

P.o.germ. 1775 r

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818919-8